

Beiträge

zur

Kritik und Erklärung zweier Kreuzlieder Walthers von der Vogelweide.

Von Oberlehrer Dr. Johannes Bloch.

Beilage zum Programm

des

Realgymnasiums zu Stralsund
Ostern 1901.

Stralsund 1901.

Druck der königlichen Regierungs-Buchdruckerei.

1901. Progr.-Nr. 165.

95t
30 (1901)

1656





Noch immer nimmt Walther von der Vogelweide unter der großen Zahl der Minnefänger des Mittelalters die germanistische Wissenschaft besonders lebhaft in Anspruch; gewaltig schwillt von Jahr zu Jahr die Waltherlitteratur an und fördert unter der üppig aufsprießenden Saat von oft widerstreitenden Meinungen und Erklärungen stetig das Verständnis und die Würdigung des bedeutendsten mittelalterlichen Lyrikers. Ebenso wächst in erfreulicher Weise beständig die Zahl der Leser und Bewunderer des Dichters auch in den Kreisen der Nichtfachmänner, namentlich seitdem in dem Lehrplan der Gymnasien auch diesem deutschen Klassiker eine wenn auch nur bescheidene Stelle eingeräumt ist. Es ist dies kein Wunder bei der Vielseitigkeit der Muse Walthers und bei seiner edlen Persönlichkeit, welche uns gleich sehr als Mensch, als Vaterlandsfreund und als Christ anzieht. Ein solches Dichterleben und -wirken, den äußeren und inneren Werdegang, auf Grund seiner Werte und in der von berufenen Biographen gegebenen Beleuchtung¹⁾ zu betrachten, bietet des Erfreulichen viel, ist doppelt schön, wenn wir dabei erkennen, wie des Sängers Begabung bis in sein Alter hinein am Baume der Dichtkunst immer neue, schöne Blüten treibt und wie zugleich die schönen Eigenschaften welche Walther als Menschen kennzeichnen, ihn auch bis zu seinem Scheiden von der Erde ungeschwächt geziert haben. Dies gilt besonders von seinem vaterländischen und von seinem frommen Sinne: Ein politischer Mahner, ein religiöser Mahner blieb er bis zuletzt, jedoch so daß von diesen zwei Gesinnungen, je älter er wird, die religiöse in seinen Gedichten immer mehr in den Vordergrund tritt. Immer mehr giebt er sich im vorrückenden Alter der ernstern, frommen Betrachtung hin: „Das Irdische schwindet ihm, sowie beim Sinken der Sonne die Thäler sich in Schatten hüllen und bald nur die höchsten Gipfel beleuchtet stehen²⁾.“ Es kann uns daher nicht wundern, daß jenes Ereignis, welches unter allen Vorgängen des Mittelalters die Christen am meisten ergriff, ihn in der immer mehr sich dem Himmlischen zuwendenden Stimmung des höheren Alters mit größerer Stärke erfaßte und innerlich tiefer bewegte, als in seiner vorzugsweise der Natur und Minne zugewandten ersten Dichterperiode und in der ihr folgenden Zeit hervorragend politischer Thätigkeit, und daß diese frommen Empfindungen in seiner letzten Lyrik in schönen Liedern zum Ausdruck gelangten. Das zeigen jene beiden Gedichte, welche im engsten Sinne Kreuzlieder zu nennen sind:

Lied 76,22 und 14,38³⁾.

Sie sollten, als des Dichters Sprüche mit ihren Aufforderungen an hochgestellte Persönlichkeiten und des Kaisers Friedrich und des Papstes Bemühungen um das Zustandekommen des Kreuzzuges zu wirken begannen, in breiteren Kreisen des Volkes für das verdienstliche Werk Stimmung machen und unter den zur Fahrt entschlossenen Kreuzfahrern Begeisterung für das Unternehmen wecken und sind ein schönes Zeugnis für seine fromme Gesinnung und gewissermaßen sein letztes Vermächtnis.

Beide Lieder sind, seitdem Lachmann in seiner Ausgabe im Jahre 1827 sie in einem brauchbaren Text geboten und Uhland im Jahre 1822 in seinen Lebensabriß des altdeutschen Dichters eingereiht hatte, viel untersucht worden und haben die verschiedenartigsten Fragen angeregt. Über manche ist Licht verbreitet, eine Einigung erzielt; manche harren nach wie vor der Lösung und allgemeinen Verständigung. Eine abermalige, die zahlreichen Hypothesen und Fragen vergleichende und abwägende Betrachtung der beiden Lieder scheint mir darum nicht unberechtigt.

¹⁾ Wie sie seit Uhlands Vorgang im Jahre 1822 mehrfach, von Nieger, Menzel, Wilmanns, Schoenbach und neuerdings von Burdach mit Sachkenntnis und warmem Herzen uns geboten ist.

²⁾ D. Köhler, die religiösen Dichtungen Walthers v. d. Vogelweide. Wismar 1875. S. 1.

³⁾ Diese wie alle weiteren Citate Waltherscher Gedichte erfolgen nach K. Lachmanns 6. Ausgabe der Gedichte Walthers von der Vogelweide, 1891. Der Kürze wegen bezeichne ich die beiden hier zu besprechenden Lieder 76,22—78,23 und 14,38—16,35 im Folgenden einfach mit Lied 76 und 14.

1. Zur Chronologie.

Schon die chronologische Einreihung dieser Lieder begegnet nicht geringer Schwierigkeit. Bekanntlich sind wir in bezug auf die Zeit und die näheren Umstände der Entstehung der Gedichte Walthers überhaupt meist in ungünstiger Lage. Die Schwierigkeit der Datierung wächst, je mehr politische oder persönliche Andeutungen zurücktreten und das rein Lyrische zum Ausdruck kommt¹⁾. Wenn wir daher auch Walthers mahnende Thätigkeit für das Zustandekommen des Kreuzzuges Friedrichs an einzelnen Sprüchen kontrollieren können, so scheint doch für die Chronologie dieser beiden Kreuzlieder jeglicher Anhalt zu fehlen, eben weil sie, für die Masse der Kreuzfahrer zum Gesange bestimmt, jeglicher politischen oder persönlichen Anspielung entbehren und nur allgemeine religiöse Gedanken und Empfindungen ausdrücken. Es gilt daher, aus geschichtlichen Vorgängen im Zusammenhange mit Walthers Leben und dichterischem Entwicklungsgange einen für die Gedichte passenden historischen Rahmen herzustellen und innerhalb desselben aus Zeitströmungen und Zeitstimmen, welche in den Liedern wiederklingen, Veranlassung und Zweck, Ort und Zeit zu bestimmen. Einen beachtenswerten Gesichtspunkt für die Chronologie der Kreuzlieder überhaupt hat G. Wolfram²⁾ durch den Versuch aufgestellt, aus dem Zusammenhange von Kreuzlied und Kreuzpredigt die Zeit einiger Kreuzlieder zu bestimmen; hierzu fügt H. Schindler³⁾ durch Vergleichung der mittelhochdeutschen Kreuzlieder mit den altprovenzalischen auf ihren Inhalt hin einen neuen Faktor der Beweisführung, auf Grund dessen eine Verteilung mancher erhaltenen mhd. und altprov. Kreuzlieder auf die einzelnen Kreuzzüge möglich wird.

Zunächst erscheint mir sowohl Pfeiffers frühere Ansicht⁴⁾, daß beide Gedichte bereits in die Zeit des im Jahre 1194—1198 unternommenen Kreuzzuges zu setzen seien, als auch Nageles Verlegung des Liedes 14 in das Jahr 1202 unhaltbar⁵⁾. Auf einen so jugendlichen Verfasser, wie dies voraussetzen würde, paßt weder der ganze ernste Ton des Liedes 76 (in einer Zeit, wo der Dichter ganz in seinen Minneliedern aufging) noch die in den Eingangswerten des Liedes ausgesprochenen Gedanken (14,38—15,5) und der Hinweis auf die vielen reichen und schönen Lande, die er schon gesehen (15,6 f.), wohl aber passen sie auf den Greis, der auf ein bewegtes Wanderleben zurückschaut. Noch weniger Billigung findet heute Lachmann's Rechnung⁶⁾, welcher für die Entstehung beider Lieder das Jahr 1212 annimmt. Wenngleich man heute meist geneigt ist, beide Gedichte nicht einer so frühen Zeit zuzuweisen, sondern sie in nähere Beziehung zu Kaiser Friedrich II. und seinem Kreuzzuge setzt, so bietet auch diese Begrenzung noch weiten Spielraum für die verschiedensten Datierungen⁷⁾.

a. Geschichtlicher Rahmen, in welchen sich die beiden Lieder am zwanglosesten und angemessensten einpassen lassen.

Bekanntlich nahm Friedrich II. sogleich nach seiner Krönung zu Aachen im Jahre 1215 das Kreuz und gab damit seinen Wunsch zu erkennen, das Streben seiner Väter, die Befreiung des heiligen Grabes, zu seiner Aufgabe zu machen, ermahnte auch seine Getreuen, seinem Beispiele zu

¹⁾ vergl. über die Schwierigkeit der chronologischen Ordnung der Lieder und über die dabei zu befolgenden Grundsätze W. Wilmanns in Haupt, 3. f. d. A. 13, 268.

²⁾ „Kreuzpredigt und Kreuzlied“ in 3. f. d. A. 30, 89—132.

³⁾ H. Schindler die Kreuzzüge in der altprovenzalischen und mittelhochdeutschen Lyrik. Dresden. Programm 1889

⁴⁾ Germania 5, 30 ff.

⁵⁾ vergl. Anton Nagele die Chronologie der Sprüche Walthers v. d. V. Germania 32, 179 und 182. —

Seine Datierung erfolgt wesentlich auf Grund seiner chronologischen Anordnung aller Lieder und Sprüche Walthers nach den in ihnen verwandten Tönen, eine Theorie, auf deren schroffe Einseitigkeit bereits berufene Männer (besonders Wilmanns, Paul, Burdach) hingewiesen haben. — Und wenn Nagele in diesem Liede einen „flotteren Ton“ findet als in 76, so ist das nicht aus der Jugendzeit des Dichters, sondern aus der verschiedenen Veranlassung beider Gedichte zu erklären, worüber Näheres weiter unten.

⁶⁾ „Zeitordnung einiger Lieder“ in Ausgabe 1891. S. 126.

⁷⁾ Auch K. Burdach in seinem neuesten Buche: „Walthar von der Vogelweide; philologische und historische Forschungen.“ Teil I. Leipzig 1900. S. 87. — registriert ohne bestimmte Entscheidung die verschiedenen Datierungen. Vielleicht beabsichtigt er in dem versprochenen II. Teile seiner gründlichen Untersuchungen (der bis zum Abschluß dieser Beiträge noch nicht erschienen war), auch auf diese Lieder näher einzugehen.

folgen. Mit gleichem Eifer betrieb Honorius den von seinem Vorgänger bereits seit 1213 durch Kreuzprediger angeregten Kreuzzug: Päpstliche Rundschreiben gingen in alle Welt; Legaten und Mönche predigten in Schlössern und Dörfern¹⁾; Zeichen und Wunder, welche am Himmel und auf Erden von Verzückten gesehen wurden²⁾; eine von Mund zu Mund gehende Weissagung, daß unter Honorius Jerusalem wieder in die Hände der Christen fallen werde, wurden zur Förderung des Unternehmens in Bewegung gesetzt. Doch, was war das Ergebnis — trotz der Rührigkeit des Papstes, trotz der „Begeisterung“³⁾, welche überall mächtiger aufflamnte⁴⁾? Zwar unternahmen im Jahre 1217 außer französischen, englischen und italischen Scharen Andreas von Ungarn und von Deutschen Leopold von Oesterreich mit zumeist österreichischen und bairischen Prälaten, Grafen und Edelleuten eine Kreuzfahrt, indem sie ihren Angriffsplan gegen Aegypten richteten. Doch der deutsche Kaiser Friedrich II. blieb unbeteiligt, da er seinen alten Feind Otto IV. nicht in seinem Rücken lassen durfte und gerade damals zum Schutze seiner sächsischen Freunde über Gelnhausen und Fulda quer durch den Harz zog und am 14. Sept. in Verne die Schlacht eintrug⁵⁾. Was sollte nun wohl Walthers damals veranlaßt haben, für diese Kreuzfahrt zu wirken? Lag vor allen Dingen für ihn eine Veranlassung vor zu solchem Herzenserguß, wie es das Lied 76 enthält⁶⁾? Wollte er diese seine warmen Empfindungen etwa in Herzog Leopolds Scharen wachrufen? Das würde doch zweierlei voraussetzen: ein engeres Verhältnis des Dichters zum Wiener Hofe, als es damals vorhanden war, und eine persönliche Anteilnahme des Dichters am Zuge, die nicht bezeugt werden kann. Im Gegenteil macht Uhland (Walthers v. d. Vogelw. ein altdeutscher Dichter 1822) S. 138 mit Recht darauf aufmerksam, daß, wenn Walthers im Gefolge Leopolds in Palästina gewesen wäre, er nicht in dem Spruche 28,11 die Rückkehr dieses Fürsten gefeiert hätte. Anders steht es mit seinem Zeit- und Kunstgenossen, dem Bruder Werner⁷⁾, welcher von Leopolds Fahrt angeregt, damals den Spruch Susa, wie wunneleiche der iz Oesterriche vert dichtete. Aber für Walthers scheint bei der engen Beziehung, in welche er zu Friedrich bald nach seiner Krönung⁸⁾ getreten war, gerade weil Friedrich anderweitig beschäftigt war, eine Thätigkeit für den Kreuzzug in diesem Jahre 1217 ausgeschlossen: sowohl eine, hervorragende Persönlichkeiten auffordernde als auch eine, die sich an ein bereits versammeltes Kreuzheer wendet. — Etwas anders liegt es in den folgenden Jahren, in denen er wenigstens mit Sprüchen die Ereignisse begleitet und, auf der Seite seines kaiserlichen Gönners stehend, hervorragende Fürstlichkeiten für dessen Kreuzfahrt zu gewinnen sucht. So ruft er⁹⁾ in dem Spruche 28,11 dem vom Kreuzzuge heimkehrenden Leopold einen Willkommensgruß zu, richtet im Jahre 1220, als außer anderen Gründen auch die Unzuverlässigkeit der Fürsten Friedrich seinen Zug anzutreten verhinderte, in 29,15 eine Ermahnung an die Fürsten, in 12,6 eine Aufforderung an den Kaiser sowie in 12,18 einen Wunsch an denselben. Als dann im Jahre 1221 für den Fall Damiettes der Papst dem Kaiser die Schuld zuschob, konnte dies wohl den französischen Troubadour Peirol zu einem Gedichte veranlassen, das dem Kaiser Eidbruch vorwirft, doch nicht den deutschen Sänger, welcher den unglücklichen Ausgang dieser ägyptischen Kreuzfahrt sicherlich mehr dem Kardinallegaten Pelagius¹⁰⁾ als seinem Kaiser zuschrieb, da er sowohl dessen ernstliche Absichten für den Kreuzzug (sichtbar an seinen steten Rüstungen) als auch die triftigen Gründe eines vorläufigen Aufschubs kannte und würdigte. Die Betreibung der Wahl seines Sohnes Heinrich zum Könige, seine eigene Kaiserkrönung in Rom, die hierdurch wie durch die starken Rüstungen herbeigeführte völlige Erschöpfung seiner Mittel¹¹⁾: Das sind Gründe, die Friedrichs Bitte um abermaligen Ausstand bis zum März 1222 glaubhaft erscheinen lassen und zugleich uns begreiflich machen, daß Walthers Muse in diesem Jahre (1221) weder in einem Spruche

¹⁾ Vergl. die geschichtlichen Darstellungen: Dr. G. Winkelmann, Gesch. Friedrichs II. und seiner Reiche. Berlin 1863. — B. Kugler, Gesch. der Kreuzzüge. Berlin 1880. — R. Nöhrich, Beiträge zur Gesch. der Kreuzzüge I. Berlin 1874. — Derselbe, Geschichte der Kreuzzüge im Umriß. Innsbruck 1898.

²⁾ Kugler, S. 311.

³⁾ Nöhrich, Geschichte der Kreuzzüge, S. 213.

⁴⁾ Winkelmann, Philipp und Otto IV. B. II., 462.

⁵⁾ Wolfram a. a. D. S. 132 nimmt dies Jahr für Lied 76 als Abfassungszeit an.

⁶⁾ S. H. Schindler S. 27 ff.

⁷⁾ R. Burdach a. a. D. S. 77 datiert sogar schon seit 1213 Walthers Anschluß an Friedrich.

⁸⁾ Ich schließe mich in dieser chronologischen Anordnung wesentlich Schindler S. 28 an.

⁹⁾ S. Nöhrich, Gesch. d. Kreuzzüge S. 208 ff.

¹⁰⁾ Nöhrich, S. 213.

zum Kreuzzuge auffordert noch der persönlichen Sehnsucht nach dem heiligen Lande in einem für die Masse zum Singen bestimmten Kreuzliede Ausdruck giebt. Dasselbe gilt auch von den folgenden Jahren, wo das deutsche Volk keine Begeisterung für einen Kreuzzug zeigte — trotz der von Honorius ausgesandten Kreuzprediger und Kreuzbullen und trotzdem der Kaiser (1223/24) den ärmeren Kreuzfahrern freie Ueberfahrt und Verpflegung zusicherte¹⁾. Die geringe Empfänglichkeit der Höfe und Großen, die nur hier und da ein wenig aufflackernde Begeisterung des Volkes für einen neuen Kreuzzug, diese Thatfachen, durch den König Johann und den deutschen Hochmeister Hermann von Salza dem Papste mitgeteilt, begründeten eine nochmalige Verschiebung des Zuges als „dringend und unabweisbar“. Wenn nun daraufhin Honorius in die von Friedrich (am 25. Juli) 1225 im Vertrage von S. Germano angebotene Verpflichtung einwilligt, den großen Kreuzzug im August 1227 — unter genau festgesetzten Bedingungen — auszuführen, so ist kaum anzunehmen, daß Walthers vor diesem Endtermine ein wirkliches Kreuzlied gedichtet habe. Daher scheint mir weder Nageles Ansicht, welcher Lied 76, noch die von Wilmanns glaubhaft, welcher Lied 14 in die Jahre 1224/25 verlegt, indem beide die Entstehung des betreffenden Gedichtes dem Einflusse Engelberts von Köln zuschreiben. Nagel²⁾ meint, in einer Zeit, wo die Kreuzzugsangelegenheit „eine brennende geworden“ war, habe der Erzbischof Walthers erprobtes Lied als „Hebel“ gewünscht, „welcher die stockende Bewegung vorwärts bringen sollte;“ Wilmanns³⁾ aber hält Lied 14 für dasjenige, für welches sich Walthers „einige Jahre früher“ (nämlich als 1228, wo nach Wilmanns Lied 76 entstand) die Hilfe Engelberts erbittet. Beide Datierungen scheinen mir verfrüht — auf Grund der oben angedeuteten historischen Verhältnisse, welche ein solches Eintreten des Dichters für den Kreuzzug in einer Zeit, wo Friedrich selbst keinen ausführen kann oder will, wenig glaubhaft erscheinen lassen.

So nähern wir uns dem Jahre 1227 und damit dem bedeutsamen Kreuzzuge Friedrichs II. Seinen im Vertrage zu San Germano 1225 übernommenen Verpflichtungen⁴⁾ suchte er getreulich nachzukommen: durch eifrige Rüstungen, durch dringende Aufforderung der Friesen zur Beteiligung (1226) und durch seine Absicht, auf dem Reichstag zu Cremona auch mit den lombardischen Städten den Kreuzzug zu beraten. Seine redlichen Bemühungen, seine ernstesten Absichten fanden an dem Tode des langmütigen, milden Honorius kein Hindernis, an seinem Nachfolger vielmehr einen eifrigen Treiber; denn Gregor IX., an Jahren ein Greis, an feurigem Thatendrang ein Jüngling, war gleich Innocenz III. von dem glühenden Verlangen erfüllt, den Ausbau der christlichen Theokratie gegenüber dem Kaiser nachdrücklich zu fördern⁵⁾. Wie er schon vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl als Kreuzprediger in Italien mit allem Eifer gewirkt hatte⁶⁾, so wandte er als Papst alsbald die größte Sorge der endlichen Ausführung des Kreuzzuges zu, dessen Oberleitung freilich in seiner Hand bleiben⁷⁾, während Friedrich als getreuer und gehorsamer Sohn der Kirche in ihrem Dienste sich der eigentlichen Arbeit unterziehen sollte. So erfolgen denn zu diesem Zwecke feurige Schreiben: sogleich nach Besteigung des päpstlichen Stuhles am 23. März ein Rundschreiben an die Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. wie an den Kaiser; am 30. März an den Kaiser und die Lombarden; in derselben Zeit an den Landgrafen von Thüringen, an den Meister des deutschen Ordens u. s. w.⁸⁾ Dabei scheint er schon im Anfang nicht ohne Zweifel an Friedrichs aufrichtigem Willen gewesen zu sein, wie auch in der päpstlichen Aufforderung angedeutet gefunden wird⁹⁾, der Kaiser möge „de corde puro et fide non ficta“ die Schlachten Gottes schlagen und sich nicht selbst „in eam necessitudinem ver-

¹⁾ vergl. Röhricht S. 215. Kugler 329 ff.

²⁾ Germania XXXII, S. 181.

³⁾ Leben und Dichten Walthers v. d. Vogelweibe (Wonn 1882), S. 137.

⁴⁾ „im August 1227 mit 1000 Rittern, 100 Transportschiffen und 50 wohlgerüsteten Galeeren die Kreuzfahrt anzutreten und diese Macht 2 Jahre im heil. Lande zu unterhalten“, ferner „Schiffe für 2000 Ritter und ihre Begleitung bereit zu halten und in 5 Terminen . . . 100000 Goldungen zum Besten des heiligen Landes zu zahlen“. Winkelmann S. 191. Kugler S. 331. Röhricht S. 215.

⁵⁾ Kugler S. 232.

⁶⁾ vergl. „Papst Gregor IX. in seinem Verhältnis zu Kaiser Friedrich II.“ von Dr. Joseph Felten. Freiburg 1886. Teil I. Seite 3.

⁷⁾ Winkelmann S. 276.

⁸⁾ vergl. Raynaldi Annales ecclesiast. III § 17 u. 18. Huillard-Bréholles Historia diplomatica Friderici II. imp. Tomus III. S. 1 ff.

⁹⁾ Felten a. a. O. S. 9.

sehen, aus der ihn der Papst auch beim besten Willen nicht leicht befreien könne" (Huill.-Bréh. a. a. D. III. S. 2 u. 3). Und je näher der zwischen seinem Vorgänger und dem Kaiser vereinbarte Termin rückte, desto mehr suchte Gregor die Seele Friedrichs mit hehren Gefühlen der Frömmigkeit zu erfüllen. Wirklich entwickelte Friedrich jetzt eine eifrige und ernstliche Thätigkeit für das Zustandekommen dieses Kreuzzuges¹⁾ — mit einem außerordentlichen, zu Walthers Lebenszeit bisher beispiellosen Erfolge. Bei der Masse des Volkes wirkte viel die Aussicht auf freie Fahrt, und noch einmal traute die leichtgläubige Menge, noch einmal regte sich allgemeiner die Stimmung für eine Kreuzfahrt. So kamen aus England allein 40000 Mann, zumeist freilich Arme, auf denen jedoch „vorzugsweise der Wille des Herrn zu ruhen pflegt. Die zahlreichsten und kriegstüchtigsten Haufen aber kamen aus Deutschland, dessen Fürsten und Prälaten, Ritter und Bürger dem Rufe ihres Kaisers bereitwilligst Folge leisteten" (Kugler S. 332). Die Stadt Worms allein stellte 400 Bürger. Unter den Fürsten werden genannt der Herzog von Limburg, der Herzog Leopold von Oesterreich, der Landgraf Ludwig von Thüringen, die Bischöfe von Passau, Regensburg und Augsburg u. A. So strömten vom Mai des Jahres 1227 an Tausende von Pilgern nach Brindisi, welchen Hafen Friedrich als Sammelplatz für die Kreuzfahrer bestimmt hatte, und je näher der zur Ueberfahrt bestimmte Termin rückte, desto größer wurde der Zusammenfluß. „Wenn auch vielleicht", so schreibt Gregors IX. Biograph Felten (S. 13), „die Begeisterung, wie sie zur Zeit Gottfrieds von Bouillon geherrscht, vielen fehlte, so waren doch die Mahnungen der Päpste" — und, wie ich hinzusetze, des deutschen Kaisers Aufforderungen — „mit nichten überall an taube Ohren und kalte Herzen ergangen. Noch immer waren viele tief ergriffen von dem Glende der verlassenen Stadt Wie konnten sie zugeben, daß die heilige Stadt eine Dienerin der Heiden sei und die heiligen Stätten entweiht wurden; wie konnten sie das Grab des Erlösers in den Händen seiner Feinde lassen!" Solcher Stimmung leiht Walthers die Worte (78,10 ff.):

es ist wol kunt uns allen,
wie jämerlich es stät.
das hère lant vil reine,
gar helfelös und eine.
Jerusalèm, nu weine:
wie din vergessen ist!

Und das Feuer der Begeisterung noch mehr zu schüren und in den Landen zu entzünden, ruft er weiter den versammelten Scharen zu:

(77,36 ff.): nû hellent hin geliche,
das wir daz himelriche
erwerben sicherliche
bî dulteclicher zer; ferner
(77,9 ff.) nû heilent Kristes wunden,
sîn lant wirt schiere enbunden:
dêst sicher sunder wân; und
(77,23) erlesen wir das grap!
(77,40 ff.) got wil mit heldes handen
dort rechen sînen anden.
sich schar von manegen landen
des heilegeistes her.

In der That konnte so zu diesem großen, unzählbaren Heere, das aus manegen Landen in Brindisi zusammengeströmt war, der Dichter sprechen — mit einer Berechtigung, Genugthuung und Siegeszuversicht, wie nie zuvor. Jetzt war die Zeit gekommen, wo durch seines Kaisers Macht und Ansehen seinem lange empfundenen Herzensbedürfnis, seiner Sehnsucht nach dem heiligen Lande endlich Befriedigung in Aussicht gestellt wurde, wo die unerwartet rege Beteiligung einen guten Erfolg versprach. Als sich daher alle, welche über die Alpen gingen, um Ludwig von Thüringen sammelten²⁾, welchen Walthers kurz vorher in dem Spruche 85,17 zur Kreuzfahrt angeregt hatte, da schloß sich ihm auch wohl Walthers an und traf mit ihm wohlbehalten im Juli beim Kaiser ein, nachdem er unterwegs in dem Lande seiner Jugend angekehrt und in der vielbesprochenen

¹⁾ nach den übereinstimmenden Nachrichten von Winkelmann S. 276. Kugler S. 332. Röhrich „Beiträge zur Gesch. d. Kreuzz." I. S. 18 f. und 64,109, woselbst viele Edle namentlich aufgeführt sind.

²⁾ Winkelmann, S. 277.

Elegie Owê war sint verschwunden alliu miniu jâr (124,1) in wehmütigen Erinnerungen an die verflorfene schöne Jugendzeit, in ernsten Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen und in tröstendem Ausblick auf das bessere Jenseits den Wunsch ausgesprochen hatte, Gott möge auch ihn „der sigenünfte wert“ erachten (125,4) und ihn die lieben reise über sê machen lassen (125,9)¹⁾. Mochte er nun als Ritter mitzufahren beabsichtigen oder, weil zum Schwertführen schon zu alt und schwach, aus besonderer Gunst Friedrichs in seinem Geleit mitgenommen zu werden hoffen; jedenfalls begeisterte den frommen Sänger der Anblick des gewaltigen, kriegslustigen Heeres, das er im Hafen von Brindisi versammelt fand²⁾, zu einem Liede, mit welchem er die bunt zusammengewürfelte Masse, die nicht alle von gleich edlen Motiven erfüllt waren, mit gleichen, mit feinen frommen Empfindungen erfüllen wollte. So entstand damals (1227) in Apulien das Kreuzlied 76,22. Damit diente er gleichzeitig seinem Gönner und dessen ernstlichem Unternehmen wie seinem eigenen Herzen.

Diesem historischen Rahmen, diesem besonderen Zwecke entspricht das Lied in seinem ganzen Inhalte wie in zahlreichen Wendungen so völlig, daß ich nicht begreife, warum man nicht bei der zuerst von Uhlend³⁾ ausgesprochenen, in Obigem historisch gestützten Datierung geblieben ist, sondern immer neue Vermutungen über die Entstehungszeit und Veranlassung des Liedes aufgestellt hat. Von diesen bedarf noch Wolframs Zeitrechnung eines genaueren Eingehens, da eine Prüfung seiner für das Jahr 1217 gebrachten Begründung meiner Ansicht nach einen weiteren Nachweis für das von mir mit historischen Gründen belegte Jahr 1227 bringen kann.

Ein bedeutungsvolles Moment für seine Fixierung findet Wolfram⁴⁾ in dem ganzen Ton des Liedes; es atmet eine „Siegesszuversicht, wie wir sie sonst weder bei Walthar noch bei irgend einem andern Verfasser von Kreuzliedern finden“. Dies ist unbedingt zuzugeben, wenn man in V. 77,23 des Dichters Hoffnung, in 77,40 ff. seine Überzeugung und 77,10 u. 11 sein festes Vertrauen ausgesprochen liest; ebenso richtig ist Wolframs weitere Äußerung (S. 129): „Dies wäre nicht verständlich, wenn der Dichter, ohne auf Empfänglichkeit für so hochtönende Worte beim Volke rechnen zu können, sie einem Liede eingefügt hätte, das auf das Volk wirken sollte“. Doch paßt dies mindestens mit demselben Recht auf den Sommer 1227, wo Walthar aus der oben nachgewiesenen überaus zahlreichen Beteiligung von Deutschen und Ausländern und aus der persönlichen Leitung des Kaisers sehr wohl eine solche Siegesszuversicht schöpfen, ebenso wie Gregor IX. aus gleichem Grunde mindestens ebenso wie Honorius im Jahre 1217 auf einen glücklichen Ausgang der Fahrt hoffen konnte. Und selbst zugegeben, daß Walthar persönlich eine „Siegesszuversicht“ nicht besaßen: jedenfalls hegte er den sehnlichsten Wunsch, die Fahrt möge zur Befreiung des heiligen Landes führen. Was ist also natürlicher, als daß er solche Empfindung äußert, um dadurch gleiche Empfindungen, Begeisterung für die Fahrt bei den Versammelten zu wecken?

Doch weiter! Die größte Beweisraft für seine Datierung legt Wolfram (S. 129 und 130) nach einer Vergleichung dieses Kreuzliedes mit den Bullen des Papstes Innocenz III. aus den Jahren 1199 und 1213 besonders der in seinem Wortlaut auffallenden Ähnlichkeit mit des Honorius Bulle vom Jahre 1216 bei. Doch schwächt er selbst in bedenklicher Weise dies Argument durch den Zusatz (S. 130), „daß verschiedene Redensarten auch in anderen Bullen wiederkehren“. Sehr richtig! Aber nicht nur verschiedene Redensarten, sondern auch dieselben Gedanken kehren wieder und Wolframs Ansicht (S. 97): „der Gedankenkreis wird in einem Zeitraum von 10 oder 20 Jahren in der nämlichen Sache auch wesentlich derselbe geblieben sein“ ist nicht nur für eine so kurze Zeit richtig, sondern läßt sich für einen viel längeren Zeitraum als gültig nachweisen.

¹⁾ Die Litteratur zu dieser Elegie ist so reich, die Urteile und Ansichten über Ort und Zeit ihrer Abfassung, über ihren Zweck, ihre Deutung u. s. w. sind so verschieden, daß sie Stoff für eine eigene Monographie bieten würden. K. Burdach in seinen „philologischen und historischen Forschungen“ über Walthar verspricht (S. 273) in dem II. Teile seines Buches auch eine Besprechung dieser Elegie.

²⁾ Die höchste Quellenangabe schätzt die Menge auf 60000 Ritter und Knechte, ungerchnet das gemeine Volk. Winkelmann, S. 277.

³⁾ Leben Walthers, S. 138 f.

⁴⁾ a. a. O. S. 127–129.

b. Der Gedankenkreis, in welchem sich Walthers beide Kreuzlieder bewegen, ist derselbe, welchem die Kreuzpredigten und päpstlichen Bullen seit der mächtigen Rede Urbans II. auf dem Concil zu Clermont und den begeisternden Predigten Bernhards von Clairvaux und des Abtes Martin von Paris bis hin zum Kreuzzuge 1227/28 angehören; ist derselbe, wie ihn, nach den gründlichen Untersuchungen von Diez für die Poesie der Troubadours¹⁾ Schindler in der altprovenzalischen und mittelhochdeutschen Kreuzpoesie und Wolfram selbst in den Liedern und Sprüchen der deutschen Minnepoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als immer wiederkehrend festgestellt haben. Es waren eben nicht Gedanken einer kurzen Zeit, sondern Ausfluß der 2 Jahrhunderte währenden mächtigen Bewegung der Kreuzzüge; Gedanken, die von dem christlichen, kindlich frommen Geiste des Mittelalters geboren, durch glaubenseifrige Kreuzprediger und Päpste immer neu angefaßt wurden; Gedanken, welche begreiflicher Weise auch den frommsten und bedeutendsten Minnesänger Walthers ergreifen mußten. So finden wir denn die wesentlichsten Ideen, welche Wolfram und Schindler²⁾ in ihren übersichtlichen Zusammenstellungen für Kreuzprediger, Bullen, altprovenzalische und mittelhochdeutsche Lyrik belegen, auch Walthers beide Kreuzlieder durchziehen:

a. „Gott hat für uns gelitten“ (77,6. 15,13. 76,34). Dabei wird „Christi Leiden gern mit der Klage über den Verlust des heiligen Grabes und mit der Aufzählung der Thatfachen, welche es uns heilig gemacht haben, verbunden“ (Hauptinhalt von Lied 14).

β. Wir müssen Christo seine Liebe durch einen Kreuzzug vergelten. (78,10. Lied 14).

γ. Auch um unser selbst willen müssen wir den Zug unternehmen; denn wir sind von Sünde befangen (77,8). „Um Ersprießliches zu leisten, müssen wir zunächst von der Sünde lassen“ (76,32). Die Besserung im zeitlichen Leben wird mit dem Hinweis auf die Kürze desselben begründet; denn wenn uns der Tod ereilt, dann handelt es sich um Seligkeit oder ewige Verdammnis (77,4). Die Entfugung der Sünde ist um so notwendiger, als Gott selbst Kriegsherr ist; unter solcher Führung muß jeder, der Anspruch auf Tapferkeit erhebt, ins Feld ziehen (77,40).

δ. Der Lohn der Fahrt ist die Vergebung der Sünden und als Folge davon die ewige Seligkeit (77,28. 77,36). Nur wer sich nicht der Kreuzfahrt entzieht, wird seine Seele vor der Hölle bewahren (77,6).

Gerade diese letzten Gedanken, die Verdienstlichkeit der Kreuzfahrt und der Hinweis auf Gottes Hilfe, welche in Walthers Lied 76 die vorherrschenden sind und bei den andern Lyrikern mannigfach variiert und im Bunde mit Politik und Minne immer und immer wiederklingen, waren der mächtigste Hebel, mit welchem auch die Päpste in ihren Bullen und ihre Abgesandten in ihren Kreuzpredigten die Fürsten und die Masse des Volkes für die Kreuzfahrt in Bewegung zu setzen wußten. Aber weil sie schon von Urban II. an bis hin zu Gregors IX. „ernster Mahnung und eifrigen Betreibung des Kreuzzuges“ beim Besteigen des päpstlichen Stuhles (soweit reicht Wolframs Nachweis), also in den weiten Zeitraum von 130 Jahren mit diesen Ideen auf die Gemüter der Christenheit einwirkten, so ist zwar Wolframs Annahme (S. 89), daß „der Inhalt der Kreuzlieder des 12. und 13. Jahrhunderts fast völlig auf den Kreuzpredigten und päpstlichen Bullen dieser Zeit beruht“, eine berechnete; aber seine daraus gezogenen „chronologischen Ergebnisse“ (S. 110—132) sind, wie Burdach³⁾ urteilt, „nur zum Theil sicher“, haben insbesondere für Lied 76 meiner Ansicht nach nicht die von ihm angenommene Beweiskraft. Dies möge

c. Eine Vergleichung einzelner Bullen mit Walthers Lied 76

zeigen, wobei ich mich für meinen Zweck auf die in die 40 Jahre der dichterischen Thätigkeit Walthers fallenden päpstlichen Schreiben beschränken kann.

Die Siegeszuversicht, welche Wolfram mit Recht in diesem Liede findet, die hoffnungsvolle Stimmung, die sich auf die Überzeugung von der Verdienstlichkeit der Fahrt und dem Beistande Gottes gründet, spricht schon die Bulle Coelestins aus dem Jahre 1193 aus⁴⁾, und ähnlich des

¹⁾ Leben und Werke der Troubadours. 1882. Poesie der Troubadours. 1883.

²⁾ Vergl. G. Wolfram S. 97—110. H. Schindler S. 6—20.

³⁾ S. 121.

⁴⁾ Ich folge zunächst Wolframs Zusammenstellung, S. 128. In dieser Bulle heißt es unter Anderem: absque ulla poterimus haesitatione sperare, quod affluentius gratiusque nobis assistet et de inimicis nominis Christiani plenam indulget de coelo victoriam.

Innocenz Encyclica vom Jahre 1199¹⁾. In einer Rede, welche der Abt Martin von Paris im Jahre 1201 in der Marienkirche zu Basel gehalten hat²⁾, führt er die Leiden Christi, die er für die Menschheit erduldet, seinen Zuhörern zu Herzen (ganz wie Walther in dem Liede 14 und in 77,9 ff.), schildert die schlimme Lage des heiligen Landes in beweglichen Worten (wie Walther 78,10 ff.) und versucht endlich mit Verheißung des ewigen und zeitlichen Lohnes (siehe Walther 77,4 ff., 77,36 ff., 78,4 ff.), die lauschende Menge zur Annahme des Kreuzes zu bewegen. Zuversichtlicher noch spricht sich Innocenz III. in der Encyclica von 1213 aus, in der Wolfram besonders viele übereinstimmende Gedanken und Ausdrücke mit Walthers Gedicht findet (S. 129). Des Dichters Worte (76,29) erinnern an Innocenz' Klage: *nescitis quod apud illos multa milia Christianorum in servitute et carcere detinentur, qui tormentis numeris cruciantur*; die Verse 77,4 und 77,32 an die Worte: *qui ei noluerint in tantae necessitudinis articulo debitae servitutis impendere famulatum, in novissimo districti examinis die iustam mereantur damnationis sententiam sustinere*: „beide Male also neben der Androhung des jüngsten Gerichts die Warnung vor den Sünden der Welt ganz wie in dem päpstlichen Rundschreiben von 1213“. Trotzdem setzt Wolfram vorsichtig hinzu: „falls eine Anlehnung Walthers (an diese Encyclica) überhaupt vorliegt“. . . . Nein, eine Anlehnung liegt nicht vor, sondern wir finden darin nur die jener Zeit gemeinsamen Gedanken, die naturgemäß in fast formelhaft gewordenen Redewendungen immer wiederkehren. Auch Innocenz' Rede auf dem Laterankonzil von 1215 könnte man mit demselben Rechte zum Vergleich heranziehen, von welcher Röhrich³⁾ folgende Schilderung und teilweise Inhaltsangabe giebt: „Unter Bezugnahme auf die Worte Christi (Matth. 16,24) ermahnte er alle Gläubigen, im Dienste des Herrn aller Herren Leib und Seele zu opfern (vgl. Walther 76,38 ff.), . . . damit das heilige Land den Christen wieder gehöre (s. Walther 77,9–11), damit die Tausenden gefangener Christen ihrer Fesseln wieder ledig würden. Die Zeit des falschen Propheten sei nahezu erfüllt . . . , aber noch immer würde von den Ungläubigen das Land der Verheißung zertreten (vergl. Walther 78,16 f.). Auf denn, ihr Christen, opfert für den, der für Euch sich selbst dahingegeben hat (s. Walther 76,34 f. 77,14 f. und das ganze Lied 14–16!), freudig Gut und Blut, um Vergabung der Sünden und ewige Seligkeit (vergl. Walther 77,6 f. 77,36 ff., 78,4 ff.) zu empfangen!“

Es folgt des Honorius Rundschreiben vom Dezember 1216, dem Wolfram die größte Beweiskraft für seine Datierung beilegt, weil außer der schon vorher besprochenen Siegeszuversicht auch die Übereinstimmung des Wortlautes zwischen dieser Bulle und Walthers Lied eine auffallende sei. Ich stelle die von Wolfram (S. 130) angezogenen Parallelstellen nebeneinander:

Bulle des Honorius:
*prope est ut veniat tempus pugnae
 ut congregato exercitu in manu forti dimicet contra
 hostes ad faciendas vindictas in nationibus
 blasphemorum*
*videntes itaque dei potentiam venientem
 in nationibus blasphemorum, qui Jerusalem nostram
 inclitam civitatem in populi Christiani opprobrium
 sua se iactant fortitudine occupatam*
*qui nostra crimina sanguine suo lavit
 festinate, milites Christi,
 ut divino comitante auxilio transfretetis*
si eum secuti fueritis puero corde.

Walthers Lied:
 sîn lant wirt schiere enbunden.
 got wil mit heldes handen
 dort rechen sînen anden.
 sich schar von manegen landen
 des heiligeistes her.
 dîn kunft ist frönebare.
 Jerusalem, nu weine:
 wie dîn vergezzen ist!
 der heiden überhère
 hät dich verschelket sêre.
 dîn bluot hät uns begozzen.
 nû loeset unverdrossen.
 got sol uns helfe erzeigen.
 wir gern ze swebenden ûnden.
 wirt riuwic herze erkant.

¹⁾ de succursu speratur maior quam unquam provenerit utilitas proventura. Auch das (Walther freilich schwerlich bekannt gewordene) Schriftstück desselben an die Getreuen von Vienne aus demselben Jahre enthält Anklänge an Walther 77,6 f. und 77,30 f. den Wortlaut s. Wolfram, S. 129.

²⁾ Wolfram, S. 93.

³⁾ Geschichte der Kreuzzüge im Umriß, S. 193.

⁴⁾ Dies Konzil gab auch höchst umfassende und klare Bestimmungen, die später fast bei jeder von der Curie angeregten Kreuzfahrt maßgebend geblieben sind, vergl. Röhrich, Beiträge zur Gesch. d. Kreuzz. I, S. 5 und 56; Gesch. der Kreuzz., S. 194.

Das scheint auf den ersten Blick eine auffallende Menge von Übereinstimmungen; indessen genauer betrachtet, besteht diese Gemeinsamkeit von Bulle und Lied mehr in einzelnen Redensarten als in Gedanken und dem ganzen Tone. Und doch wird man bei einem Dichter von der Bedeutung Walthers, wenn man für eins seiner Lieder eine Quelle nachweisen will, nach anregenden und bestimmenden, originellen Gedanken suchen müssen und sich nicht an die Auserlichkeit des Wortlautes hängen. Nun aber sind die in der obigen Übersicht enthaltenen Gedanken keine wesentlich neuen, sondern die von mir auf S. 9 ff. bereits als religiöse Ideen der ganzen Zeit charakterisirten: Christi Leiden im heiligen Lande; der Christen Pflicht, dies Land den Schändern zu entreißen; der Lohn der Kreuzfahrt und der Hinweis auf Gottes Beistand. Ferner, daß der Ton der „Siegesszuversicht“, welche in Walthers Lied auch von mir (S. 7 f.) gefunden ist¹⁾, gerade aus dieser Bulle des Honorius geflossen sein soll, scheint mir um so weniger glaubhaft, als der Dichter im Jahre 1217, wie S. 5 von mir gezeigt ist, keine besonders große Hoffnung auf Erfolg eines Kreuzzuges haben konnte. — Von den Redewendungen und Ausdrücken aber, welche Wolfram vergleicht, giebt er von einigen selbst zu, daß sie auch in anderen Bullen vorkommen; andere sind zu wenig substantiell, um Beweiskraft zu haben, selbst wenn auch sie nicht in den späteren Bullen Gregor's IX. vorkämen. Der Ausdruck „congregato exercitu“ paßt doch fast auf jedes Kreuzheer, ebenso wie jede Kreuzfahrt *divino comitante auxilio* unternommen wurde. Das Verbum „transfretare“ endlich gehört nicht Honorius allein, sondern tritt uns in den von seinem Nachfolger Gregor IX. im Jahre 1227 erlassenen Kreuzbullen (auf welche Wolfram nicht mehr Bezug nimmt) wie in Friedrich's II. gleichzeitigen Schreiben als stereotyper Ausdruck für die Fahrt über das Meer nach dem heiligen Lande entgegen (nur zuweilen mit *transire* abwechselnd): so in den Bullen vom 23. März (Huillard-Bréholles III. S. 2 u. 3) und vom 30. März 1227 (H.-Br. S. 6 u. 7); in Friedrich's Erlaß zu Brundisium im September desselben Jahres (H.-Br. S. 21); in der Bannbulle vom 10. Oktober (H.-Br. S. 23 ff.); in Friedrich's Rechtfertigungsschreiben vom 6. Dezember (H.-Br. S. 36—48) und vom April 1228 (H.-Br. S. 59). Somit kann Walthers (76,31) „wir gern gen swebenden ünden“ ebenso gut 1227 wie 1217 gesungen haben, ohne dabei, wie ich glaube, durch das lat. Verbum *transfretare* irgendwie beeinflusst zu sein.

Eine weitere kleine Blütenlese aus den eben erwähnten päpstlichen und kaiserlichen Schreiben des Jahres 1227 möge hier folgen, da sie im Inhalt, Ton und auch Wortlaut vielfach an Walthers beide Kreuzlieder anklängen und somit der von mir vertretenen Zeitbestimmung zur Stütze dienen können.

Die erste Bulle Gregors vom 23. März²⁾, seine Inthronisationsbulle, zugleich an die Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. wie an den Kaiser Friedrich gerichtet, ermahnt diesen³⁾ „ut sollicito et efficaci studio peragere satagas negotium terrae sanctae, ac te viriliter et potenter in instanti passagio ad eius succursum accingas in manu forti (vergl. die von Wolfram aus Honorius Bulle citierte Stelle) et bracechio extento ad preliandum de corde puro et fide non ficta prelia domini transfretando“ etc., und trägt den Erzbischöfen, Bischöfen u. s. w. auf, in ihren Diöcesen die *crucesignatos* zu ermahnen⁴⁾, „ut se viriliter et potenter ad iter peregrinationis accingant, transfretaturi ad subsidium terrae sanctae ed sic reddituri domino vota sua quod in oculis majestatis complacent et premium vitae mereantur ab eo in retributione iustorum“ und richtet zum Schluß die Warnung an Friedrich: *ne te ipsum in illam necessitatem inducas, de qua forsitan te de facili non poterimus expedire*. Ziemlich derselbe Wortlaut findet sich in dem 2ten Schreiben Gregors vom 30. März, in welchem er Friedrich beschwört, „quatenus ad terram, in qua Dominus Jesus Christus salutem humani generis voluit operari, de impiorum manibus eius praecunte auxilio (vergl. die von Wolfram aus Honorius Bulle citierte Stelle!) liberandam te magnifice et potenter accingas etc.“ Das sind dieselben Gedanken, die in Walthers Liedern wiederkehren: die Verdienstlichkeit bezw. Notwendigkeit des Werkes, der Wunsch seiner Ausföhrung und seines Gelingen's, die Verheißung des Lohnes und selbst die Androhung der Strafe, und dabei auch, wenn man darauf Wert legen will, mehrfach dieselben Redewendungen und Ausdrücke.

¹⁾ anders Wilmanns, Leben Walthers S. 147, worüber s. unten.

²⁾ Huillard-Bréholles historia diplomatia Friderici II. etc. Tom. III, S. 1 ff.

³⁾ H.-Bréh. III, 2.

⁴⁾ H.-Bréh. III, 3.

Und was war natürlicher als daß diese exhortationes auf den Dichter denselben, wenn nicht noch größeren Eindruck machten als auf seinen kaiserlichen Herrn? Eine gleiche Wirkung ist bei seinem frommen, von Sehnsucht nach dem heiligen Lande erfüllten Herzen auch von des Papstes Schreiben vom 22. Juli desselben Jahres¹⁾ anzunehmen, jenem „liebervollen Schreiben“²⁾, in welchem er den Kaiser ermahnte, seinen Geist zu himmlischen Dingen zu erheben und sich nicht von irdischen Vergnügungen verstricken zu lassen. Habe er ihn doch wie einen Engel des Himmels bestimmt, den Irrenden den rechten Weg zu zeigen (vergl. Walth. 76,23 berichte kranke sinne). Deshalb solle er seiner eigenen hohen Kaiserwürde gedenken und der Mahnungen, welche ihre Insignien: das Kreuz, die Lanze, die Krone, das Scepter und der Apfel, verjümbildlichten.“ Und nun werden diese Insignien in ihrer symbolischen Bedeutung ausführlich geschildert³⁾ unter beständigem Hinweis auf Christi Leiden und seine Herrlichkeit. Ob wohl Walthar hieran dachte, als er etwa ein Jahr später, in dem 2ten Kreuzliede (15,18) sang: wol dir, sper kriuz unde dorn? — Und weiter die Bannbulle⁴⁾ vom 10. October 1227! „Wie ist doch das Schiffein Petri⁵⁾ von den Stürmen so sehr gepeitscht! Von der einen Seiten tobt die Heidenwelt gegen die Kirche (vergl. Walthar 78,16 ff. 77,17 ff.) und enthält ihr das vom Blute des Erlösers geheiligte Land vor⁶⁾“ Das Folgende (H.-Bréh. S. 25 ff.) enthält nun Vorwürfe gegen Friedrich, „quod non transfretavit in termino praefixo“, daß er das Heer im Stiche gelassen, das heilige Land vergessen habe u. s. w. „So trauert denn die Kirche über den so schmäzlich, ohne Schwertstreich besiegten Sohn Sie weint auch über Jerusalem⁷⁾, wie des christlichen Heeres Schicksal . . . Möge doch der Herr ihre Hoffnungen erfüllen, ihre Thränen trocknen und ihr Heerführer senden, qui praecedant in cordis puritate ac manuum munditia exercitum christianum!“ (H.-Bréh. III, 29). Ist dies nicht derselbe Wunsch, mit welchem Walthers Lied (78,18—23) ausklingt? Ganz natürlich! Denn das Bedauern über den durch die Pest und durch Friedrichs Krankheit abermals herbeigeführten Aufschub der Kreuzfahrt empfand selbstverständlich auch der Dichter, wenngleich er nicht den Vorwürfen des Papstes glaubte, sondern seinen Kaiser entschuldigte und aus eigener Anschauung die Gründe würdigen konnte, welche derselbe in seinem Rechtfertigungsschreiben vom 6. December desselben Jahres⁸⁾ dem Papste und der Christenheit aussprach. Auch hierin finden sich manche bemerkenswerte Anklänge an Walthers Lieder⁹⁾; vor allem aber atmet die ganze Schrift denselben frommen Eifer für das heilige Werk, wie ihn der Dichter zeigt; ebenso ein späterer Brief des Kaisers (vom April 1228 aus Bari¹⁰⁾, in welchem er erklärt, qualiter negotium terrae sanctae ardentem prosecutus ad transfretandum paratus sit.

d. Ergebnis.

Durch diesen vergleichenden Blick in die päpstlichen und kaiserlichen Schreiben des Jahres 1227¹¹⁾ scheint mir meine oben verteidigte Zeitbestimmung des Liedes 76 eine wesentliche Unterstützung gewonnen zu haben. Es bleibt freilich noch die Frage, ob es vor oder nach der Bannung gedichtet ist. Wilmanns (Leben Walthers S. 147) verweist es in das Jahr 1228, als die Fürsten nach Apulien kamen, um zwischen Papst und Kaiser zu vermitteln; er vernimmt in dem Liede „den Pulsschlag eines bekümmerten Herzens, das an eigener Kraft verzweifelnd seine Sache Gott anheimstellt“.

¹⁾ H.-Bréh. III, 7—9.

²⁾ f. Felten a. a. D. S. 12.

³⁾ H.-Bréh. III, 8.

⁴⁾ H.-Bréh. III, S. 24 ff.

⁵⁾ Überfegung von Felten a. a. D. S. 17.

⁶⁾ terram inelytam Christi sanguine consecratam. H.-Bréh. III, 24.

⁷⁾ Cum ergo vox eius iam in Rama insonnerit et Rachel non solum filios, sed haec omnia irremediabili lamentatione deploret quis fidelium se a gemitibus et suspiciis continebit? H.-Bréh. III, S. 28. Damit vergl. Walth. 78,14 f: Jerusalem nū weine etc.

⁸⁾ H.-Bréh. III, 36—48.

⁹⁾ Nos autem . . . personam et posse nostrum non in sacrificium sed in holocaustum humiliter obtulimus Domino puro et sincero animo, crucis signaculo humeros nostros decorantes ut ad recuperationem terrae sanctae votivis et debitis studiis efficaciter intendere deberemus. H.-Bréh. S. 39. — Nos igitur . . . ab incepto Christi servitio nullatenus desistemus, quod non ore tantum sed et opere sinceris affectibus et imperiali conamine ad finem gratum, ipso auctore qui principium est et finis, perducere optamus etc. H.-Bréh. S. 47.

¹⁰⁾ H.-Bréh. III, S. 57.

¹¹⁾ welcher übrigenfalls unschwer erweitert werden kann.

Im Gegensatz dazu findet Wolfram¹⁾ darin große „Siegeszuversicht“, und auch ich kann weniger Sorge und Bekümmernis als Sehnsucht und Verlangen nach der Abfahrt aus den Worten wir gern gen swebenden ünden (76,31) herauslesen. Man kann ja in den Anfangsworten des Liedes (76,22—25) einen Ausdruck der durch die Bannung Friedrichs im Lager der Kreuzfahrt natürlich hervorgerufenen gedrückten Stimmung finden; ebenso können weitere Anspielungen auf die durch Entzweiung der beiden höchsten Gewalten der Christenheit entstandenen Wirren in den Worten der welt swære (76,27), hilf rechen disiu leit (76,29), ferner in 77,2—3 (Anspielung auf den Papst als Teufel, ähnlich wie Luthers „der alte, böse Feind“?) gefunden werden. Doch darf man meiner Ansicht nach zu viel überzeugende Kraft ihnen nicht beimessen — aus doppeltem Grunde. Erstens sind diese Gedanken zu allgemein gehalten und passen in dieser unbestimmten Fassung ebenso gut auf die dem Bannstrahl vorangehenden, den Konflikt nach und nach entwickelnden Vorgänge und Verhältnisse²⁾ wie auf das Jahr nach der Bannung. Zweitens würde es, wie ich meine, überhaupt verkehrt sein, eine irgendwie beweiskräftige Anspielung auf den Konflikt selbst in diesem Liede zu suchen oder zu finden, da³⁾ zwar „ein hervorstechender Zug der provenzalischen Kreuzgedichte die zahlreichen Ausfälle gegen den Papst und die Geistlichkeit“ sind, jedoch bei den deutschen Kreuzdichtern derartige Angriffe nicht zu finden sind, teils infolge „ihrer tiefen Auffassung der heiligen Sache“, die es ihnen verbietet, in demselben Liede, in welchem sie zur Gottesfahrt als zum erspriesslichsten Werke auffordern, gleichzeitig die Vertreter des gottgeweihten Standes zu schmähen⁴⁾; vielleicht auch⁵⁾, weil der Dichter in beiden Liedern (76 und 14) „das Trübe, was gegen Pfaffen zu sagen war“, verschweigt, „da er die gemeinsame Stimmung darstellen will“.

Daher bin ich mehr geneigt, die Zeit vor dem Ausbruch des Konflikts, den Sommer des Jahres 1227 als Entstehungszeit des Liedes (76) festzuhalten, und als Ort, an dem es entstand und zuerst gesungen wurde, Brundisium, den Hafen von Apulien. „Ein schöner Kriegsgefang in volltönender Weise“⁶⁾, sollte dies Lied die Begeisterung der in Apulien zusammengeströmten und nach dem wogenden Meere (zen swebenden ünden 76,31) verlangenden Scharen Friedrichs wecken. Diesem Zwecke entsprechend drückt es die Gedanken der Kreuzritter vor Antritt der Meerfahrt aus:

Für Gottes erbarmende Liebe, als deren Ausfluß Christus Mensch geworden und zu unserer Erlösung sein Blut vergossen hat, wollen wir im Kampf um die Befreiung des heiligen Landes unser Gut und Blut opfern (Str. I).

Zu diesem Kampfe in Gottes Diensten, welcher uns von Sündennot und der Hölle Macht erlösen wird, helfe uns die Jungfrau Maria, kräftige uns der gottgesandte heilige Geist! Laut ertöne gegenüber dem heidnischen Geschrei in Siegeszuversicht unser Kreuzgefang! (Str. II).

Mag auch unser sündiger, ohnehin vergänglicher Leib in diesem Kampfe untergehen, wenn wir als heiliges Kreuzheer nur unsere Seele erretten und uns das Himmelreich erwerben! (Str. III).

Gott möge mit seiner starken Rechten uns bei unserm Ende vor der Hölle Blut bewahren; sein Sohn möge sich Jerusalems, der geknechteten Stadt, und jener Christen erbarmen, welche im Kampfe mit den Heiden in Not und Unterhandlung schweben, und möge uns zum Siege führen! (Str. IV). —

Die handschriftliche Überlieferung, verhältnismäßig gut, nimmt des Kritikers Thätigkeit nur wenig in Anspruch; desto mehr Schwierigkeiten hat die Erklärung einzelner Stellen geboten, da sie sprachlich dunkel oder sachlich unsern heutigen Anschauungen anstößig erschienen. In neuerer Zeit hat zu den fortlaufenden erklärenden Anmerkungen von Wilmanns, Pfeiffer und anderen Herausgebern in ihren Ausgaben und zu zahlreichen in Fachschriften zerstreuten Einzelerklärungen besonders W. Mettin⁷⁾ wertvolle exegetische Beiträge geliefert, welchen man meist unbedenklich beistimmen kann⁸⁾. Ich beschränke mich daher auf kurze Bemerkungen.

¹⁾ wie vorher wiederholt erwähnt ist.

²⁾ vergl. die von mir citierten Bullen von 1227 auf S. 11 ff.

³⁾ wie Schindler a. a. D. S. 15 nachweist.

⁴⁾ Schindler S. 16.

⁵⁾ f. Lachmann Ausg. S. 134.

⁶⁾ Vergl. Uhland, Leben Walthers, S. 137.

⁷⁾ Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, 1894, B. 18, S. 536 ff.

⁸⁾ Auch aus den lat. Parallelstellen, welche Anton G. Schoenbach (Zeitschr. für deutsches Altertum, B. 39, S. 352) zu einzelnen Versen dieses Liedes bringt, fließt manche Aufklärung.

2. Zur Erklärung einiger Stellen im Liede 76.

Zu Vs. 76,22 ff. Mit Mettins Ausdeutung dieser Anfangszeilen des Liedes kann ich mich nicht befreunden. Mir erscheint es der biblischen Auffassung angemessener, die Worte vil süeze ware minne nicht auf Christus (Mettin), auch nicht auf den heiligen Geist (Pfeiffer, Schoenbach), sondern auf Gott, auf die gütige, göttliche Liebe zu beziehen. Der Dichter beginnt also mit der Anrufung Gottes, welcher nach 1. Joh. 4,8 „die Liebe“ ist und nach Joh. 3,16 „also die Welt geliebet hat, daß er seinen eingebornen Sohn gab“. Er, der Gott der Liebe, möge sich¹⁾ der Christenheit annehmen und den schwachen Menscheninn auf die rechte Bahn führen, er, welcher — so geht nun der Gedanke weiter — in seiner großen erbarmenden Liebe seinen Sohn Mensch werden ließ. Und nun wird im Folgenden Christus in den Mittelpunkt gestellt, während zum Schluß der Gedanke zum Anfang zurückkehrt, so daß die Gliederung der I. Strophe (in welcher Mettin das Ganze „ziemlich durcheinandergehend“ findet) folgende ist:

- 1) Einleitender Gedanke: Allgemeine Bitte an Gott um die rechte Herzensbeschaffenheit;
- 2) Hauptgedanke (daher auch den breitesten Raum der Strophe einnehmend):
Besonderes Gebet zu dem um unserer Erlösung willen Mensch gewordenen Jesus um Beistand beim Kampfe um das heilige Land;
- 3) Rückkehr zu 1: Gebet an Gott um Hilfe gegen den Teufel (Christi Widersacher).

Dabei bleibt die „dominierende Stellung“, welche Jesu Name in Str. II und III und am Schluß von IV einnimmt, wie ja natürlich in einem Kreuzliede, bestehen, doch so daß die andern Personen der Gottheit, gemäß der christlichen Auffassung von der Trinität, gelegentlich mit Betonung ihrer speziellen Funktionen genannt und zur Mithilfe angerufen werden²⁾, da sie ja mit dem Heiland eins sind. So sind außer den Anfangszeilen (76,22 f.) 77,6; 77,40 und 78,1; 78,4 ff.³⁾ und besonders 77,1—3 auf Gott zu beziehen. In der letzten Stelle wird, wie auch Mettin annimmt, Gottes Hilfe in Aussicht gestellt gegen den Teufel, welcher, schon bei dem Sündenfall als Feind der Menschheit und prophetisch als Widersacher des Erlösers bezeichnet, hier vom Dichter als im Bunde mit den Heiden gedacht wird.

76,34. din bluot hât uns begozzen. Pfeiffer ändert: für uns vergozzen; Wilmanns hält die überlieferte Lesart, mit Recht. Der Ausdruck ist weder zu Walthers Zeit noch später anstößig gewesen; es war ein kirchlicher Ausdruck, der auch in den Kirchenliedern der Reformation wiederkehrt. Um die Leben gebende Wirkung des Blutes Christi für uns Menschen anschaulicher, wirksamer darzustellen, wird gewissermaßen eine direkte Berührung angenommen, sowie umgekehrt symbolisch mit dem Blute des Opferlammes im A. T. die Bundeslade besprengt wurde. Johannes Clearius singt: „Herr Jesu Christ, Dein teures Blut, Dein Lebenssaft, giebt mir stets neue Lebenskraft.“ Schoenbach (a. a. D., S. 352) erinnert daran, daß seit Hieronymus Epist. 7 ad Dardan. der Satz sanguis Christi clavis paradisi est in der kirchlichen Litteratur formelhaft gebraucht ist.

77,22 f. Zu mane lop dem kriuze erschillet vergleicht Wolfram Gunther Par.: cantica laetitiae resonant sub nomine Cristi. Doch halte ich das Folgende nun nicht für den Inhalt eines solchen allgemeinen canticum, sondern Walthers richtet speziell an das Kreuzheer, dem er sein Lied bestimmt, den begeisternden Schlachtruf: erloesen wir daz grap!

77,36 f. Die Worte nu hellent hin geliche, daz wir daz himelriche erwerben werden jetzt meist übereinstimmend erklärt: „Drum eilet alle zugleich hin, damit wir u. s. w.“ Doch wie steht es mit den Belegen für die Bedeutung von hellen = sich eilig fortbewegen? Die häufigste und auch wohl ursprüngliche Bedeutung ist ja = „ertönen, hallen“ (wie in diesem Liede 77,21 das Compositum erhillet = „lasset ertönen“ und in Walthers bekanntem Frühlingssiede 39,3 dâ manic

¹⁾ So faßt auch Wilmanns den Eingang dieses Liedes: vergl. Leben Walthers, S. 147.

²⁾ Ein Blick in unsere Kirchenlieder zeigt auch kein so strenges Festhalten an der einen Person der Dreieinigkeit innerhalb desselben Gedichts, keine so scharfe Scheidung ihrer Funktionen, wie sie Mettin annimmt. Der Dichter will ja nicht die Dogmenlehre zusammenhängend entwickeln, wie etwa Luthers Katechismus mit seinen scharf abgegrenzten 3 Artikeln, sondern er will erbauen.

³⁾ Vergleiche mit diner zesewen henden Psalm 118,16: die Rechte des Herrn ist erhöht; die Rechte des Herrn behält den Sieg.

stimme vil suoze inne hal), aus welcher sich dann weiter die genügend belegte¹⁾ Verbindung mit geliche oder enein im Sinne von „übereinstimmen, gleichlauten“ leicht ableiten läßt. Doch erscheint diese Auffassung für den Zusammenhang dieser Stelle durchaus unpassend, da der Dichter sein Publikum nicht mehr bloß zu gemeinsamer, übereinstimmender Gesinnung bewegen will²⁾, sondern zur That, zum gemeinschaftlichen Hineilen nach dem heiligen Grabe (s. 77,23) auffordert, wobei Gott (s. die unmittelbar folgenden Verse 77,40 und 78,1) das Kreuzheer führen will. Nun aber beruht der Gebrauch von hellen in dem Sinne der raschen Bewegung auf etwas schwachen Füßen. Wilmanns, Pfeiffer und andere Erklärer scheinen diese Bedeutung aus Benecke's Lexikon genommen zu haben, wo sie jedoch selbst mit einem Fragezeichen versehen ist und außer durch diese Stelle bei Walthar nur noch durch „Niederbuch der Clara Hählerin“ 1,13, 53: den sach ich dort her hellen belegt ist, wo allerdings das Wort sach jeden Gedanken an Ton oder Schall ausschließt und uns nur an eine sichtbare Bewegung denken läßt. Wir können somit bei diesem Verbum wohl eine nicht ungewöhnliche Bedeutungsentwicklung annehmen: Die Bedeutungsübertragung vom Ohr auf das Gesicht, vom Schall auf die sichtbare Bewegung. Eine solche läßt sich für dies Wort nun wenigstens aus dem Niederdeutschen nachweisen. Wenn auch das Verbum nicht bezeugt ist, so finden wir doch das Adj. und Adv. hilde und hille im „mittelniederdeutschen Wörterbuch von Schiller und Lübber“ (Bremen 1876) unter Hinweis auf Stralsunder Sprachgebrauch und auf das Bremer Wörterbuch an Beispielen in der Bedeutung des raschen, eifrigen, geschäftigen Bewegens belegt. Auch heute noch gebraucht man im Bremer Dialekt das Sprichwort: je hiller oder hüller, je düller und im gewöhnlichen Gesprächston als Aufforderung zur schnelleren Bewegung: „immer hiller!“, ähnlich wie man auch in Stralsund sagt: lóp hilt hin! oder het he dat awer hilt!

Verse 78,19 ff. Die Worte: lã dich erbarmen, Krist,
mit welher nôt si ringen,
die dort den borgen dingen

enthalten sicherlich eine Textverderbnis. Herausgeber und Übersetzer halten sie entweder für „unverständlich“ (Paul) oder geben, wenn sie erklären, entweder willkürliche, dem Sinn nicht entsprechende³⁾ oder eine zwar dem Zusammenhang angemessene, doch sprachlich aus der überlieferten Lesart nicht zu begründende Deutung⁴⁾. Alle diese beziehen die Worte auf die Christen in Palästina oder Jerusalem und ihre Bedrückung durch die Heiden, deren Abhilfe Gott bald (eben durch guten Ausgang des Kreuzzuges) schaffen möge. Mettin will mit der Conjectur die dort enbor gedingen die inhaltlichen und stilistischen Schwierigkeiten beseitigen, wobei er die Worte mit nôt ringen = sich anstrengen⁵⁾ faßt und die Verse 20 und 21 auf die Heiden bezieht. Stilistisch ist gegen diese Annahme nichts einzuwenden, da das swv. gedingen = „die Oberhand bekommen“ gebräuchlich ist und dazu auch enbor steigend hinzutreten kann. Doch wie steht es mit der Gedankenentwicklung? „Um deines Namens willen laß dich, Christus, erbarmen, wie sehr auch sie, welche dort die Oberhand behalten, sich anstrengen!“ Es ergibt dies denselben Gedanken, wie die unmittelbar vorhergehenden Verse: der heiden überhêre hât dich verschelket sêre, wie Mettin selbst zugiebt. Ist solche Wiederholung aber schön? Ist es nicht eines Dichters würdiger, gegenüber dem Übermut und der harten Herrschaft der Heiden (Vrs. 15 f.) die Not der Christen zu betonen und gegen jene und für diese des Heilands Hilfe anzusehen? Diese Gedankenfolge scheint mir natürlicher. Doch wie gewinnen wir aus den überlieferten Worten diesen sachlich brauchbaren Sinn? In dem Verbum dingen steckt der Fehler nicht; denn es hatte im mhd. eine überaus vieldeutige Verwendung und ist auch gerade in der syntaktischen Verbindung mit einem Acc. der Sache oder einem entsprechenden Objektsatz = „wegen einer Sache verhandeln, sie sich vertragmäßig ausbedingen“ ausreichend belegt⁶⁾. Doch das als

1) s. Benecke, mhd. Wörterbuch, S. 683.

2) Auch das hin wäre dabei unpassend und der abhängige Absichtssatz würde eine etwas freie Konstruktion ergeben.

3) R. Simrock. Ausg. 1833 S. 99: „die deinem Grab lobsingen“.

4) Vergl. unter Anderem: Benecke mhd. Wörterbuch 1, S. 164; Pfeiffer Ausgabe 1866 zu dieser Stelle; die Übersetzungen von Bruno Obermann in Collection Spemann, Karl Pannier Leipzig Reclam, ferner Schulausgabe von D. Hensel u. s. w.

5) vergl. mhd. Lexikon von Benecke S. 337.

Objekt dazu hier überlieferte schw. den borgen findet sich nur an dieser Stelle und die Bedeutung „Waffenstillstand“ ist augenscheinlich von Benecke nur für diese Stelle aus dem Zusammenhange für dies Wort erfunden worden¹⁾. Dagegen ist das stf. borge in dem Sinne von „Aufschub“ durch 5 Stellen aus dem jüngeren Titrel zu belegen²⁾. Daher hat Wilmanns, welcher in seiner Ausgabe 1869 (S. 325) zu dieser Stelle noch einfach bemerkte „verstehe ich nicht“, später die Änderung der borge dingen = „seine Zuversicht auf Aufschub d. h. hier Waffenstillstand setzen“ vorgeschlagen. Noch ehe ich diese Conjectur (in den dem „Leben Walthers“ hinten angefügten Anmerkungen zu II., 289 auf S. 325) entdeckte, hatte ich an dasselbe starke Femininum gedacht und im Hinblick auf die oben erwähnte transitive Bedeutung von dingen = „verhandeln über etwas“ eine Heilung der Stelle durch die Lesart die borge dingen versucht. Beide Vermutungen, gleich wenig gewaltsam, stellen einen nicht nur dem Zusammenhange, sondern auch den thatsächlichen Verhältnissen in Palästina entsprechenden Sinn her; denn die bedrängten Christen des Morgenlandes unterhandelten damals wirklich mit den Sarazenen um die Aufrechterhaltung des im Jahre 1221 abgeschlossenen Waffenstillstandes, dessen Bruch seitens der Heiden die Lage der Christen sehr gefährden mußte. Dies hatte der Sänger, welcher ja im Geleite des Kaisers auch hiervon Kenntnis hatte, im Auge, wenn er bittet, Jesus Christus möge sich dieser Not erbarmen und der Bedrückung durch die Heiden in kurzer Zeit ein Ende machen.

Die Hoffnung, mit welcher das Lied ausklingt, erfüllte sich nicht sobald, wie der Dichter und der Kaiser wünschten und der Papst hoffte. Die Gründe des abermaligen Aufschubs der Kreuzfahrt sind bekannt. Zwar schickte Friedrich endlich (Anfang September) das Hauptheer mit einer starken Flotte nach Syrien voraus; doch als er selbst mit dem Reste in See ging, befiel auch ihn die Krankheit, die schon vorher unter den Kreuzfahrern gewüthet hatte, und zwang ihn schon nach wenigen Tagen, bei Otranto wieder ans Land zu gehen und die Kreuzfahrt abermals zu verschieben. Auch Walthar war noch nicht mit dem Hauptheere abgegangen, sondern weilte bei dem Kaiser und begleitete den nun folgenden Konflikt zwischen Papst und Kaiser mit seinen letzten politischen Sprüchen (10,9 und 10,17³⁾. Endlich, am 28. Juni 1228, erfolgte mit 40 Galeeren und einem nicht unbedeutenden Gefolge Friedrichs Abfahrt und am 7. September die Landung in Acon⁴⁾. Mit ihm zusammen fuhr Walthar und stimmte beim Betreten des heiligen Landes sein zweites Kreuzlied an: Lied 14,38.

So einfach diese Zeitbestimmung scheint, so viel ist sie umstritten worden. Die Entscheidung hängt eng mit der Frage zusammen:

3. War Walthar mit Kaiser Friedrich in Palästina oder nicht?

Daß bei den zwischen Friedrich II. und dem Sänger allseitig anerkannten engeren Beziehungen eine Teilnahme Walthers an des Kaisers Zuge 1227/28, wie ich sie oben angenommen habe, möglich war, wird niemand bestreiten können. Daß er wirklich mitgefahren, haben u. A. angenommen: Uhland, Simrock, Wackernagel, Menzel, Kieger, Grimm, von d. Hagen, Bartsch; ferner D. Köhler⁵⁾, P. Walthar⁶⁾, Paul (Ausgabe 1882), Fricke und Polack⁷⁾, in ihren größeren Literaturgeschichten S. Kurz⁸⁾ und Leizner⁹⁾; alle diese lassen dies Lied demgemäß auch aus persönlicher Anschauung des heiligen Landes hervorgegangen und in Palästina 1228 gedichtet sein. Dieser großen Zahl gegenüber leugnen Lachmann als Führer, ihm folgend Pfeiffer, Wilmanns, Schoenbach, Nagel,

¹⁾ Benecke a. a. D. S. 164 schreibt: den borgen dingen kann schwerlich etwas anderes heißen als „den Waffenstillstand unterhandeln“; er setzt selbst hinzu: „Eine zweite Stelle würde willkommen sein.“ Ja; doch ist sie meines Wissens bis heute noch nicht gefunden!

²⁾ Siehe Benecke a. a. D.

³⁾ J. A. C. Schoenbach „Walthar v. d. Vog. ein Dichterleben“. Berlin 1895. S. 155 f.

⁴⁾ Winkelmann a. a. D. S. 292.

⁵⁾ Die religiösen Dichtungen Walthers v. d. Vog. Programm Bismar 1875. S. 4.

⁶⁾ Germania 32, 205—208.

⁷⁾ Epische und lyrische Dichtungen erläutert etc. Gera u. Leipzig 1887. S. 578.

⁸⁾ 1887. B. I, S. 51.

⁹⁾ 1899. S. 62.

L. Diege¹⁾, Goedecke in seiner Litteraturgeschichte u. A. Walthers Anwesenheit in Palästina im Geleite Friedrichs²⁾. Man sieht: eine Fülle entgegenstehender Ansichten, hüben und drüben ansehnliche Namen. Da gilt es: nicht die Stimmen zu zählen, sondern die Gründe zu wägen. Betrachten wir zuerst

a. Die gegen Walthers persönliche Anwesenheit angeführten Gründe.

1. Walthers Alter, das eines Sechzigers, war ein Hindernis für die Beteiligung an einer so beschwerlichen Reise (Pfeiffer). Diesem Einwand begegnete schon im Jahre 1865 Menzel³⁾ mit dem vergleichenden Hinweis auf Friedrich Barbarossa, welcher im Alter von 67 Jahren (man kann ihn wohl gar als Siebenziger ansehen, da er ungefähr mit 30 Jahren zur Regierung kam) noch den erheblich beschwerlicheren Landweg antrat, und auf den Kreuzzug von zarten Kindern, wozu Nagele (a. a. D. S. 268) noch das Beispiel des greisen Dogen Dandolo heranzieht. Wie bequem, wie kurz, wie günstig war dagegen Walthers Fahrt⁴⁾!

2. Noch weniger gilt der zweite Einwand: Die Worte wolte got, wær ich der sigenünfte wert! in der Elegie (125,4), welche nach Lachmann am Ende des Jahres 1227 oder im Anfange des folgenden Jahres gedichtet ist, bewiesen, daß „der Dichter sich der Ehre, an der Reise über See teilzunehmen, allzu gering achte; ja er sage ausdrücklich, er könne es nicht!“ (Lachmann). Aber sind wir denn wirklich zu einer solchen Auffassung dieser Schlußworte der Elegie gezwungen? Ist Lachmanns Erklärung nicht zu gewaltsam? Sicherlich liegt in dem ganzen Schluß der Elegie großes Verlangen des Sängers nach der Teilnahme an der verdienstvollen Fahrt ausgesprochen. Die Worte (125,7) ich wolte sælden kröne øweelichen tragen zeigen, daß das vorhergehende nötig man nicht auf des Dichters Armut geht (die überdies kein Hindernis für die Teilnahme an der Fahrt gewesen wäre, da Friedrich ja schon im Jahre 1223/24 den Teilnehmern freie Überfahrt, Unterhalt, ja sogar Geld zugesichert hatte), sondern auf das Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit Gott gegenüber. Und die Gegenüberstellung seiner Person und der Ritter (in den vorangegangenen Zeilen) läßt doch immer noch die Möglichkeit zu, daß, wenn er mit dem Schwerte zu kämpfen sich nicht mehr stark genug hielt, er doch als Pilger von Friedrich mitgenommen werden konnte. Und da er nun, wie vorher gezeigt, diese Elegie schon ein Jahr früher, zur Zeit als er mit den sich in Apulien sammelnden Scharen durch sein Heimatland zog, gedichtet hat, so brauchen wir in den Worten (125,4) wolte got, ich wær der sigenünfte wert! doch nicht seine Verzichtleistung auf die Reise zu finden, sondern eher eine außer an Gott zugleich an des Kaisers Adresse gerichtete Bitte, ihn mitzunehmen, wozu dann passend das Lied in den Worten ausklingt:

Könnst' ich die liebe Reise ausführen über See,
Dann wollt' ich singen: „Heil!“ und nimmermehr „oweh!“⁵⁾

3. In einem drüben, in der Nähe des Feindes zu singenden Liede dürfte, meint Schindler (S. 47), neben frommen Betrachtungen doch der Hinweis auf die bevorstehenden Gefahren oder die Ermunterung zum Kampfe nicht so gänzlich fehlen! — Dies Bedenken schwindet vor der Thatsache, daß damals schon die Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Sultan Alkamil um Abtretung der heiligen Stätten im Gange waren und somit für den als Begleiter des Kaisers eingeweihten Dichter eine friedliche, gefahrlose Erfüllung des Wunsches der Kreuzfahrer erhoffen ließen.

4. Wenn in Palästina entstanden, müßte dies Lied „auf die überwundene Sehnsucht zurückdeuten“ (Lachmann), und

5. aus eigener Empfindung hätte es Walthar wohl wärmer und persönlicher gedichtet, schwerlich auch ohne Bitterkeit, die auf dem Zuge selbst wachsen mußte (Lachmann).

¹⁾ Dr. Ludwig Diege „die Iyrischen Kreuzgedichte des deutschen Mittelalters“. Progr. Wittenberg 1873. S. 15.

²⁾ Neutral verhält sich in der genannten Schrift über Walthar (S. 3. u. 87 f.) K. Durdach, welcher die verschiedenen Ansichten referiert, ohne eine Entscheidung zu treffen; ebenso Koch und Vogt in ihrer Litteraturgeschichte S. 188 f.

³⁾ Dr. Rudolf Menzel, das Leben Walthers v. d. Vog. Leipzig 1865. S. 327.

⁴⁾ Am 28. Juni fuhr die kaiserliche Flotte aus Brindisi ab, landete nach einer vom Winde begünstigten Fahrt längs der Küste des Peloponnes über Oreta und Rhodos bereits am 21. Juli auf Cypern und fuhr von hier (am 2. September) in 5 Tagen nach Necon! s. Winkelman a. a. D. S. 293—295.

⁵⁾ Auch Wilmanns (Leben S. 147) sieht hierin des Dichters Wunsch, an der Kreuzfahrt teilnehmen zu können; desgleichen (ausführlich, sich mit meiner Ausführung deckend) Walthar, Germania 32, S. 205 f.

Dieser Auffassung (sub 4 u. 5) folgen Pfeiffer (Ausg. S. 151) und Wilmanns (Ausg. S. 21 f.¹⁾, der erstere mit der weiteren Begründung: „In welchen Jubel würde der Dichter, wenn seine Sehnsucht wirklich erfüllt worden, ausgebrochen sein!“ Nun, ich meine: Wenn wir den Gefühlsausbruch der Anfangsworte des Liedes:

„Nun erst leb' ich recht im Werte,
Seit mein sündig Auge sieht
Dich, du reine, heil'ge Erde.
Die in höchster Ehre blüht!“

lesen, so ist das doch sicherlich ein jubelnder Ruf der Freude über den Anblick des heiligen Landes. Und wenn er fortfährt: „Mein ist, was ich stets erbat“, so liegt doch hierin zur Genüge, was Lachmann vermißt: eine Rückdeutung auf die überwundene trübe Sehnsucht. Womit sollte der Dichter denn sonst noch seinen Jubel, seine Befriedigung ausdrücken? Und für das Fehlen jeder Äußerung der Bitterkeit über des Papstes feindselige (Friedrichs Fortschritte in Palästina hemmende) Handlungen, welches Lachmann (S. 137) auffallend findet, habe ich schon vorher (S. 13) einen meiner Ansicht nach triftigen Grund in Lachmanns eigenen Worten (S. 134) gefunden: In beiden Kreuzliedern verschweigt Walthar das Trübe, was gegen Papst und Pfaffen zu sagen war, weil er die gemeinsame Stimmung darstellen will. Daher bemerkt Rieger (S. 41) mit Recht: „Alles Befremdende über das gänzliche Zurücktreten des persönlichen Denkens und Empfindens (d. h. von der Str. III. an) müsse vor der Erwägung schwinden, daß Walthar jene Lieder so dichten wollte, wie jeder Pilger sie sich aneignen, sie aus seinem Innern nachsingen konnte“, und Menzel (S. 331) in bezug auf Lied 14: Zum Gemeingut aller Kreuzfahrer bestimmt, mußte es ein mehr objektives Gepräge haben. Wenn endlich Pfeiffer (Ausg. S. 151) in diesem Liede eine „kühle, trockene, schwunglose Erzählung vom Leben und Leiden Christi“ findet, die nicht nur an Gedankenreichtum und dichterischem Gehalt weit hinter die Kreuzlieder anderer Dichter zurücktritt, sondern auch mit der ergreifenden Herzlichkeit und der wehmutsvollen Resignation, die alle Gedichte aus des Dichters letzten Jahren durchzieht, in schreiendem Widerspruch steht“, so hätte er den Grund für die vermeintlichen Schwächen nicht in dem Alter des Dichters suchen sollen (zumal da er früher dasselbe Lied als ein Jugendprodukt „kühl, frostig, wie dem jüngeren Alter eigen“ charakterisiert hatte), sondern viel natürlicher in der Schwierigkeit finden können, welche es für einen Dichter wie Walthar, dessen Gedichte durchweg Erzeugnisse von Selbsterlebtem und Selbstempfundem sind, mit sich bringen mußte, wenn er dies Lied nicht aus eigener Anschauung, sondern daheim, in Deutschland, in Apulien, oder sonst wo, nur nicht in Palästina dichten sollte.

Dadurch nämlich, daß die Genannten (Lachmann, Wilmanns, Pfeiffer) eine Anwesenheit Walthers im heiligen Lande leugnen, werden sie gezwungen, das Lied als ein „Produkt gesteigerter Einbildungskraft, als eine Art Vision“ zu erklären, und geraten damit auch in Bezug auf Ort und Zeit der Abfassung, weil man eine Vision doch zu allen Zeiten und an allen Orten haben kann, wieder auf den schwankenden Boden der verschiedensten Vermutungen. So begegnen wir (außer dem von Pfeiffer selbst später aufgegebenen Jahre 1198) den Jahreszahlen 1202 (Nagele), 1212 (Lachmann), 1225 (Wilmanns, Wolfram), 1227 (Schoenbach, Schindler). —

Die Unwahrscheinlichkeit der Jahre 1202, 1212, 1215 und 1225 ist schon vorher²⁾ besprochen; sie folgt aus denselben historischen Erwägungen, aus denen Lied 76 erst in des Dichters letzte Jahre fallen kann. Darum haben sich auch viele von denen, welche des Dichters persönliche Anwesenheit in Palästina leugnen, für das Entstehungsjahr 1227 entschieden und setzen es in enge Beziehung zu Friedrichs Kreuzzug; doch die Feststellung des Ortes bereitet ihnen Verlegenheit. Dieze (a. a. D. S. 14) meint, daß der Dichter von Italien, wo er das Lied (1227) gedichtet, „auf die

¹⁾ Allein sieht Nagele (a. a. D. S. 184/85) mit seiner Ansicht, daß „da wir keinen Spruch auf den Hoftag mit der Doppelhochzeit Nov./Dez. 1225 von Walthar haben“, der Dichter „nicht mit der herzbewegenden Klage der Elegie“ (welche er zusammen mit Lied 14,38 in den Frühling des Jahres 1202 setzt!), sondern mit dem Liede auf den Mörder Engelberts, also mit dem Worte leidenschaftlichen Jornes zur ersehnten Ruhe, die er im Leben nicht zu finden vermochte, eingegangen sei, freilich kein „so effektvoller Abschluß wie jener, den man bisher mit der Elegie und der Kreuzfahrt angenommen hat.“ Eine Prüfung bezw. Widerlegung dieser kühnen Hypothese, welche ein Glied in Nageles „festgefügtter Chronologie der Sprüche Walthers nach Tönen“ (S. 291) ist, würde den Raum einer eigenen Arbeit erfordern.

²⁾ vergl. S. 4 ff.

Kunde von der Umkehr des Kaisers, wie so viele andere, zurückkehrte, ohne das heilige Land gesehen zu haben". Ähnlich nimmt Schindler (a. a. O. S. 47) die Entstehung des Liedes auf dem Zuge „etwa in Apulien“ an, „als manche Pilger schon ungeduldig wurden und von Umkehr sprachen“. Pfeiffer¹⁾ endlich läßt zwar den Dichter sein Würzburger Lehen 1228 noch einmal verlassen, um durch sein Beispiel die Lauen zum Kreuzzuge aufzumuntern, läßt ihn auch in Apulien das Lied 76 zur Begeisterung der dort versammelten Menge dichten, doch dann, nachdem er auch noch Lied 14 „zur Aufmunterung und Erbauung der dahinziehenden Kreuzfahrer“ (Ausgabe S. 151) ebenda gedichtet hatte, von der Mittfahrt absteigen. Höchst seltsam! Bei solcher Annahme wäre doch der Erfolg seines Liedes ein sehr zweifelhafter gewesen²⁾; denn in einer Zeit, wo es mehr als je des eigenen guten Beispiels bedurfte, um für die beschwerliche gute Sache zu werben, würde doch seine Umkehr auf halbem Wege nicht geeignet gewesen sein, die Lauen zum Kreuzzug zu ermuntern, wenn ich auch nicht (wie Menzel) darin eine „absichtliche Verhöhnung der Kreuzfahrer, des Kaisers und der heiligen Sache selbst“ finde.

Man sieht also: Der Nachweis, daß Walther nicht in Palästina gewesen, steht auf schwachen Füßen. Ebenso haltlos ist die Annahme, zu welcher dieselben Forscher durch die Zeugnung persönlicher Anwesenheit Walthers gezwungen werden: Die in dem Liede vorausgesetzte Situation sei eine fingierte. Schindler (S. 47) meint zur Unterstützung dieser zuerst von Lachmann geäußerten Ansicht: „Dort, gewissermaßen schon an der Pforte des heiligen Grabes“ (er meint damit Apulien!) „ist es wohl begreiflich, wenn die Phantasie auch des mittelalterlichen Dichters um eine kurze Spanne vorausgreift und wenn er gleichsam aus eigener Anschauung in erbaulichem Sange dem Heere das heilige Land noch als weit schöner darstellt als Alles was man bisher in den reichen, lachenden Gefilden Italiens gesehen hat!“ Hiergegen spricht Mancherlei: Natürlich vermag die Phantasie eines Dichters sich auch eine fingierte Situation lebendig vorzustellen und anschaulich dem Leser zu malen, wenn es gilt, das Allgemeine zu individualisieren und Empfindungen zur Anschauung zu bringen. Unsere neueren Dichter machen hiervon ja einen ausgiebigen Gebrauch. Doch auch ihren fingierten Situationen, ihren Visionen und Träumen liegt, gleich dem physischen Traume, vielfach früher Erlebtes, früher Empfundenes zu Grunde³⁾. Wie wir in Chamisso's „Schloß Boncourt“ einen Traum aus seiner Jugendzeit haben, so beruht auch Walthers „Elegie“ (124,1), mag sie nun in der Heimat oder anderswo, im Mannesalter oder am Ende seines Lebens entstanden sein, zweifellos auf Tatsächlichem, sei es daß der Dichter zur Zeit der Schilderung es erlebt, sei es daß es vor seinem geistigen Auge aus der Erinnerung wieder auftaucht. Doch über diese Grenze hinaus dürfen wir bei einem mittelalterlichen Dichter keinesfalls gehen, wie man es mit Unrecht bei dem in Rede stehenden Kreuzliede thut. Ob man als Ort, wo Walther die Vision gehabt haben soll, „die Pforte des heiligen Grabes“ (d. h. Apulien: siehe oben!) oder irgend einen Ort Deutschlands annimmt, macht dabei wenig aus. Die Hauptsache bleibt, daß die Annahme einer solchen Fiktion einen „höheren Grad von Objektivität voraussetzen würde, als wir bei irgend einem Dichter jener Zeit, sei er auch der vorzüglichste, voraussetzen dürfen“ (Wackernagel⁴⁾), ich füge hinzu: am wenigsten bei Walther, dessen wesentlichste dichterische Eigentümlichkeit ist, daß er Selbsterlebtes schildert, und dessen Eigenschaften als Mensch Wahrheitsliebe und Frömmigkeit sind⁵⁾. „Wie könnte ein Dichter“ (sagt Menzel a. a. O., S. 326), „der mit so frommer Blut, wie Walther, nach dem heiligen Grab sich gesehnt hatte, so von der Erfüllung dieser Sehnsucht sprechen, wenn sie eine bloße Fiktion wäre! Eine solche, aller ächten Frömmigkeit Hohn sprechende Unwahrheit, ein so leichtfertiges Spiel mit dem Heiligen dürfen wir dem Dichter nicht zutrauen“. — Nein, keine erdachte Situation haben wir in diesem Liede, sondern Selbsterlebtes und Selbsterlebtes waren die Veranlassung; Selbstempfundenes gab die Stimmung und den Inhalt desselben. Dafür sprechen der ganze Ton und der Wortlaut des Gedichtes.

¹⁾ vergl. zum Folgenden Menzel S. 330.

²⁾ vergl. Schindler S. 46 und Menzel S. 330.

³⁾ wie, um nur an Einiges zu erinnern, Chamisso's „Schloß Boncourt“, Klopstocks „Die beiden Musen“ oder „Frühlingsfeier“, Goethes „Imlenau“ oder zahlreichen anderen seiner „Bruchstücke einer großen Konfession“.

⁴⁾ Überf. u. Erläuterung der Ged. Walthers v. Simrock u. Wackernagel 1833, II, S. 196.

⁵⁾ Vergl. hierzu auch Kurz, Litteraturgeschichte, S. 52.

b. Was spricht aus dem Liede selbst für des Verfassers Aufenthalt im heiligen Lande?¹⁾

1. Die in früheren Sprüchen und Liedern (zuletzt in der „Elegie“ 125,4 und in dem Kreuzliede 76) wiederholt und lebhaft vom Dichter ausgesprochene Sehnsucht nach dem heiligen Lande: jetzt ist sie in Erfüllung gegangen! Kann man dies deutlicher ausdrücken als durch die Worte (15,3 ff.):

mirst geschehen des ich ie bat,
ich bin komen an die stat,
dâ got menschlichen trat?

Das Gegenteil aber, das noch nicht befriedigte Verlangen, wird nirgends mehr im Liede geäußert. Warum nicht? Eben weil der Dichter das Land seiner Sehnsucht nun betreten hat²⁾.

2. Nicht weniger oft hat der Sänger früher seine fromme Überzeugung geäußert, daß solche Fahrt für einen Christen überaus verdienstlich ist und Gottes Schuld dem sündhaften, schuld-bewußten Menschen verschafft³⁾. Nun ist ihm diese Gotteshuld zu teil geworden; nun ruft er befestigt aus (14,38):

Allererst lebe ich mir werde
sit min sündic ouge siht etc.

Wer sich unbefangen dem Eindruck dieser Eingangstrophe hingiebt, ohne den Worten Gewalt anzuthun, der kann meiner Ansicht nach die in ihnen hervorquellende warme Empfindung nicht anders empfinden wie der Dichter sie ausgesprochen: nämlich als aus persönlichem Schauen hervorgegangen.

3. Bisher hat niemand, so viel ich weiß, in dem bekannten Lobliede auf Deutschland (56,14) die Worte Ich hân lande vil gesehen (56,30) anders verstanden, als daß Walther viel in der Welt umhergekommen ist, wie es auch sonst bezeugt ist⁴⁾. Ebenso wenig können die in diesem Kreuzliede enthaltenen Worte (15,6 ff.):

Schœniu lant rich und hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,

von etwas Anderem als von derselben Thatfache verstanden werden. Wäre es nicht sinnlos zu sagen: „Von den vielen Ländern, die ich gesehen habe, bist du, das ich nicht gesehen habe (mir aber ein-bilde zu sehen) das preiswerteste?“ Spricht der Dichter aber in dem ersten wie im zweiten Falle von Wirklichkeit, von den vielen schönen und reichen Ländern, die er thatsächlich geschaut hat, so kann er mit dem Gegenübergestellten

sit min sündic ouge siht das hêre lant

unmöglich bloß Erdächtes meinen⁵⁾.

4. Dies wird bestätigt durch die beständig im Liede wiederkehrende Hinweisung auf das heilige Land als ein nicht in der Ferne liegendes, sondern als ein seinen Blicken sich unmittelbar darbietendes⁶⁾. Er sagt nicht: Dort, im fernen Lande, geschahen die Heilsthatsachen, ereignen sich diese oder jene Vorgänge (wie in 77,14 din kint wart dort verhouwen; 78,21 die dort den borgen dingen und in 77,36 die Aufforderung, dorthin aufzubrechen); sondern selig, daß er das Land, auf dem der Heiland gewandelt, selbst sehen darf, ruft er:

15,9 was ist wunders hie geschehen!
15,13 hie liez er sich reine toufen
15,15 dô liez er sich hie verkoufen
15,21 hie leit er den grimmen töt
15,27 hinnen fuor der sun zer helle
15,36 dô fuor er her wider ze lande
16,8 In diz lant hât er gesprochen

und so fort bis zur Schlußstrophe

16,30 jehent daz diz ir erbe si
16,33 al diu welt diu stritet her.

¹⁾ Vergl. zum Folgenden Menzel, S. 326 ff., Fasching, Germania 22, S. 434. P. Walther, Germania 32, S. 205 ff. Kurz, Literaturgesch. I., S. 51/52.

²⁾ f. Kurz, S. 52.

³⁾ f. P. Walther, S. 205 f.

⁴⁾ Wie in dem „Sängerkrieg“, in dem ausdrücklich berichtet wird, daß Walther in Konstantinopel, Bagdad und Babylon gewesen ist, woraus wir doch wohl — bei dem sonst sagenhaften Charakter des Gedichtes — die historische Thatfache als wahr annehmen können, daß Walther im Orient gewesen ist.

⁵⁾ Vergl. P. Walther S. 208.

⁶⁾ Vergl. Menzel S. 326, Kurz S. 52.

Das scheinen doch Anzeichen genug für die persönliche Anwesenheit Walthers in Palästina. Man sollte sich daher endlich einmal mit dem als Thatsache befreunden, was schon Uhlant, eben weil er nicht nur Germanist, sondern auch Dichter war, als Thatsache annahm. Das Kreuzlied spricht dies so klar aus, daß man den Worten Gewalt anthut¹⁾, wenn man in ihnen bloß den Ausdruck der Sehnsucht nach dem heiligen Lande finden will, und nicht vielmehr die freudige Genugthuung über die erfüllte Sehnsucht.

c. Verschiedene Werthschätzung des Liedes.

Man hat als Mangel an diesem Gedichte herausgefunden: „Die kühle, trockene und schwunglose Erzählung vom Leben und Leiden Christi“, Spuren des „alternden“ Dichter! Doch die Tadel sind zum Teil dieselben, welche finden, daß sich in der „Elegie“ (124,1) des Dichters Muse noch einmal zu schönster Höhe emporgeschwungen habe. Ueberdies scheint mir das Alter eines Sechzigers für einen Dichter doch wahrhaftig noch nicht notwendig ein derartiges, daß seine Muse den Dienst quittiert, leistungsunfähig wird. Was wäre aus Goethes „Faust“ geworden, wenn sein Genius so früh flügelstumm geworden wäre? Endlich — last not least — die Kälte, Farblosigkeit und Breite der Darstellung kommt, meiner Ansicht nach, nicht auf das Konto des Dichters, sondern der allzu subjektiv und modern empfindenden und urteilenden Kritiker. Ich glaube: Schoenbach (a. a. O. S. 189) trifft das Richtige mit seiner Mahnung, daß, wenn wir altdeutscher Poesie überhaupt und religiöser insbesondere gerecht werden wollen, wir sie nur aus ihrer Zeit beurteilen dürfen. „Die Ereignisse in dem Dasein Jesu Christi sind damals so sehr als das Heiligste empfunden worden, daß es vollauf genügte, an sie mit schlichten Worten zu erinnern. Eine poetische Darstellung mit starken Mitteln vertrugen sie zu jener Zeit gar nicht; diese wurde erst dann erforderlich und fand sich von selbst ein, als die Kraft der religiösen Empfindung in der Masse der Menschheit sich gemindert hatte.“ Passend weist er auf den auch von Wilmanns²⁾ zum Vergleich herangezogenen großen Leich Ezzo's von den Wundern Christi hin, welcher trotz der großen Nüchternheit, die wir darin zu spüren glauben, seinerzeit außerordentlich gewirkt hat, desgleichen auf die Predigten zu Walthers Zeit, welche, obgleich ganz des Schmuckes entbehrend, mit ihren einfachen Worten eine staunenswerte Macht auf die Massen ausgeübt haben. — Ueberdies treten diejenigen Vorzüge der Darstellung, welche sonst an Walthers gerühmt werden, sowohl bei diesem wie bei dem zuerst behandelten Kreuzliede klar hervor: die feine, gebildete Sprache, die sinnliche Kraft des Ausdrucks, die Sauberkeit und Sorgsamkeit der metrischen Form; doch vor allem sind beide Gedichte in ihrem Gedankenreichtum und dem reinen Eifer für die Sache des Kreuzes Walthers durchaus würdig. Die „Gottesminne“, welche in die Lieder der Frauenminne nur leise, ja schüchtern hinein klingt, deren Ton in seinen vaterländischen Sprüchen stärker anschwillt, diese Liebe zu Gott, der selbst die Liebe ist, bildet den Grundton beider Lieder³⁾. Sie zeigen ein inneres Herzensverhältnis zu Gott, einen festen Glauben an die göttlichen Heilsthatsachen und als Frucht und Bethätigung desselben sein eifriges Bestreben, seine eigene Begeisterung auch in anderen zu entflammen⁴⁾.

Daß Walthers gerade mit dem zweiten Kreuzliede für die Gefühle seiner Zeitgenossen den rechten Ton wie Inhalt fand, dafür sind der beste Beweis die mannigfaltigen Fortbildungen und Umgestaltungen, welche es im Volksmunde erfahren hat⁵⁾. — Dies führt uns

¹⁾ Kurz S. 52.

²⁾ Leben Walthers S. 138.

³⁾ Frick und Polack, Epische und lyrische Dichtungen erläutert etc., S. 563.

⁴⁾ Vergl. das übereinstimmende Urteil Simrocks und Uhlants über Walthers ungetheilten, echten Herzeiseifer für die Sache des Kreuzes im Gegensatz zu den oft recht unlauteren Motiven der anderen Kreuzfahrer. Uhlant a. a. O. S. 142. Simrock a. a. O. II, 192.

⁵⁾ Schoenbach, Leben Walthers, S. 188.

4. Zur Textgestaltung des Liedes 14.

a. Die Autorschaft Walthers ist nicht zu bezweifeln.

Angefochten ist sie einzig von L. Diege¹⁾, welcher vermutet, daß dies Kreuzlied Walther „als dem Lieblingsdichter des deutschen Mittelalters wie so manches andere Lied nur zugeschrieben ist“. Er kommt zu diesem Schluß, um sich aus dem Dilemma zwischen Lachmanns, Pfeiffers, Willmanns u. A. Annahme der „Farblosigkeit und Kälte“ des Liedes und der mit Uhlund, Rieger u. A. „nicht zu leugnenden Tatsache“, daß der Dichter „nach dem entschiedenen Ausdruck des Liedes das heilige Land wirklich betreten hat,“ zu befreien. Daß es aber unter Walthers Flagge schon so früh durch die Welt hat segeln können, erklärt er durch das Zugeständnis, daß es sich in der ersten Strophe den Liedern Walthers, in welchen die Sehnsucht nach dem heiligen Lande ausgesprochen ist, von selbst anschließt und ihnen im Ausdruck wie in der korrekten Sprache nahe steht. Das Letztere ist bedingungslos zugegeben, und da ich auch für die vermeintliche Farblosigkeit und Kälte des Lones schon oben eine Erklärung gegeben habe, so, glaube ich, können wir das Lied getrost auch fernerhin als Erzeugnis Walthers behalten und wahrlich als kein schlechtes. —

Schwerwiegender sind die Bedenken, welche gegen einzelne Strophen erhoben sind und zur Auscheidung derselben geführt haben. Veranlassung hierzu gab in erster Linie

b. Die handschriftliche Überlieferung.

Diese bietet für die einzelnen Strophen dieses Liedes quantitativ wie qualitativ eine recht verschiedenwertige Beglaubigung: quantitativ, weil manche Strophen nur in 2, manche in 3, manche in 4, eine sogar in 5 Hss. überliefert sind (s. unten die Übersicht²⁾); qualitativ, weil diese Hss. nicht alle gleichwertig befunden sind (s. unten!³⁾). So erklärt sich die abweichende Beurteilung, welche

¹⁾ Die lyrischen Kreuzgedichte des deutschen Mittelalters. Programm Wittenberg 1873. S. 15.

²⁾ Eine Übersicht der handschriftlichen Überlieferung der von Lachmann als echt aufgenommenen Strophen möge dies veranschaulichen. Die von mir hierbei gewählte Numerierung der Strophen behalte ich der Kürze wegen auch im Folgenden bei.

Str.	I	in	A	B	C	E	M
„	II	„	A		C	E	
„	III	„	A		C	E	
„	IV	„		B	C		
„	V	„	A	B	C	E	
„	VI	„	A		C	E	
„	VII	„			C a. d. Raube	E	
„	VIII	„	A	B	C	E	
„	IX	„		B	C	E	
„	X	„			C a. d. Raube	E	
„	XI	„	A	B	C	E	

³⁾ Nach Lachmann, welcher den Wert dieser Quellen bekanntlich zuerst geprüft hat, ist A als die älteste (aus dem 13. Jahrh.), Walther am nächsten stehende die wertvollste; C, welche aus unserem Liede alle Strophen enthält „die reichste, aber jünger als A B und nicht so gut“, alle drei aber (A B C) teilweise aus denselben Handschriften abgeschrieben; E ist jüngeren Datums (aus der Mitte des 14. Jahrh.), beruht auch wohl auf einer jüngeren Quelle und ist daher weniger wertvoll, wenngleich sie eine bedeutende Menge, besonders Liebeslieder, enthält und dabei noch den besonderen Vorzug hat, daß jedes Lied zu Anfang als Überschrift den Namen „Walther“ führt. Diese Prüfung und Vergleichung der Hss. führte Lachmann für unser Lied zu dem Schlusse (S. 137): „Ich wüßte nicht, warum ich eine Strophe für unecht erklären sollte.“ Demgegenüber ist zu bedenken, daß unbedingte, für alle Lieder Walthers gültige Beweisraft in Lachmanns Werthschätzung der Hss. nicht liegen kann; denn dabei bleibt z. B. der Grund für die Verschiedenheit der Strophenzahl in den einzelnen überlieferten Gedichten unerklärt, wie A und B in unserm Gedichte erhebliche Lücken im Vergleiche zu C aufweisen (s. die obige Übersicht), wie ferner B teilweise wieder andere Strophen als A enthält, während sie doch auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen sollen. Wenn wir hierfür Willmanns Erklärung (Ausgabe Walthers S. 60) acceptieren, daß Flüchtigkeit des Schreibers eine Strophe überspringen konnte oder, was noch mehr anzunehmen, daß es in der Natur der Sammler lag, auf Vermehrung ihrer Schätze zu dringen, so ist klar, daß eine sichere Entscheidung für die Echtheit dieser oder jener Strophe aus der handschriftlichen Überlieferung allein nicht möglich ist, sondern daß die übrigen Hilfsmittel der Kritik mit ihr im Verein in Thätigkeit treten müssen.

die Echtheit einzelner Strophen bei den Kritikern seit Lachmann gefunden hat, je nachdem sie, unter erneutem Studium der Hss. selbst (wie Pfeiffer in Bezug auf A) und unter sorgfältiger Vergleichung derselben in Bezug auf ihren Wert (wie Wilmanns) mehr oder weniger subjektiv verfahren¹⁾. Unter diesen bedürfen besonderer Besprechung Wilmanns teilweise annehmbare Vorschläge²⁾ und neuerdings W. Mettins etwas gewaltsamer Heilungsversuch.

c. Mettin's Zerlegung des Kreuzliedes in zwei Gedichte von verschiedenen Verfassern³⁾.

Von der Thatsache ausgehend, daß die handschriftliche Überlieferung bei den Mängeln der Textquellen gerade bei diesem Liede die Kriterien für Scheidung des Echten vom Unechten nicht gewähren können, entnimmt er diese Kriterien aus dem Texte selbst und konstruiert aus dem Lachmann'schen Gedichte 2 Lieder. Er scheidet die Strophen III—X nach meiner vorstehenden Übersicht (Lachmann 15,13—16,28) aus als eigenes Lied, „Das Leben Jesu“, von einem unbekanntem Verfasser, der mit der Bibel oder wenigstens der theologischen Litteratur seiner Zeit wohl vertraut war, und faßt die Strophen I, II (Lachm. 14,38—15,12) und XI (Lachm. 16,29—35) zu einem Liede „Gruß ans heilige Land“ zusammen, das er Walthern zuschreibt „als ein schönes Denkmal für sein religiöses Gefühl, mag dies Lied nun wirklich im Anblick des heiligen Landes oder als Geleitgabe des Dichters den Kreuzfahrern zu teil geworden sein“. Ich bekenne gern, daß diese Hypothese mich bei der ersten Lesung sehr für sich einnahm⁴⁾. Doch bei wiederholter und genauerer Prüfung kamen mir allerlei Bedenken: Sie nimmt zu viel dem Dichter, was des Dichters ist, und läßt einen Rest, welcher mir in seiner Dürftigkeit wieder eines Dichters wie Walthers unwürdig erscheint. Mettin's Gründe für die Ausscheidung der 8 Strophen (III—X) sind: 1) der zweifache Schluß des Gedichtes durch 2 Strophen (X und XI), ein thatsächlich vorhandener, durch Fortschaffung der 1. Strophe zu beseitigender Mangel des Gedichtes⁵⁾. Dasselbe gilt teilweise von dem 2. Bedenken: der doppelten Behandlung der Leiden Christi (in den Strophen III und IV), und des jüngsten Gerichts in 2 Strophen: VIII und IX, worin Mettin einen „Verstoß gegen die Harmonie der Form“ findet, „zu dem sich ein hervorragender Dichter nicht hätte verleiten lassen“. Doch während sich im 2. Falle eine Heilung durch Ausscheidung der Strophe IX als notwendig erweist, läßt sich die doppelte und ausführliche Behandlung der Leiden Christi aus der großen Bedeutung seines Kreuzestodes für die Menschheit erklären⁶⁾. Schwerwiegender erscheinen die aus der Komposition des ganzen überlieferten Liedes und aus der Vergleichung des Stils der beiden von Mettin konstruierten Stücke erwachsenden Bedenken. Der Grundgedanke des unzerlegten Gesamliebes ist offenbar: „Preis des heiligen Landes“ auf Grund seiner Bedeutung. Dazu giebt Str. I (und Anfang von Str. II) den passenden Einleitungsgedanken: „Freudiger Gruß“ an dies Land, kurz gefaßt und auch mehr subjektiv des Dichters persönliche Stimmung wiedergebend, während die Schlusstrophe (XI) mit dem Hinweis auf die berechtigten Ansprüche der Kreuzfahrer und der Bitte um Gottes Beistand abschließt. Dabei nimmt naturgemäß die Durchführung des Hauptthemas oder Grundgedankens den breitesten Raum (Str. III—VIII) ein und stellt, ich möchte sagen, in mehr epischer und objektiver Darstellung das Leben und Leiden Christi dar. Doch gerade diese breite Darstellung des Wirkens Jesu erregt Anstoß bei Mettin. Er findet in diesem geistlichen Stoffe eine Fülle geistlicher Gelehrsamkeit, wie wir sie Walthers nicht zutrauen können, und besonders mißfällt ihm die trockene, schulgemäße Erläuterung des Geheimnisses der Trinität, während er von Walthers nach seinen sonstigen Liedern „persönliche Auffassung und echt poetische Einleitung, ein Fernbleiben

¹⁾ Backernagel und Rieger verwiesen außer den in obiger Übersicht bereits fortgelassenen Sonderstrophen der Hss. E und F noch 4 weitere unter den Text ihrer Ausgabe 1882 S. XXIV f. — Pfeiffer (Ausgabe), Fasching (Germania XXII), Paul (Ausgabe), Simrock, Obermann und andere Übersetzer lassen Lachmann's Textgestalt unverändert. Auch die späteren unter sorgfältiger Nachprüfung der Hss. von M. Haupt und zuletzt von K. Müllenhoff besorgten neuen Ausgaben lassen für unser Lied den Lachmann'schen Text.

²⁾ welche von mir auf S 25 ff. besprochen sind.

³⁾ in Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutsch. Sprache und Litterat. XVIII S. 209—216.

⁴⁾ Ob sie auch den Beifall oder Widerspruch anderer gefunden hat, weiß ich nicht; eine Besprechung der Abhandlung Mettins habe ich nicht finden können.

⁵⁾ worüber Näheres weiter unten.

⁶⁾ Begründung s. nachher.

von aller belehrenden Schulweisheit auch bei mystischen Glaubenssachen“ erwartet, wie er es eben in dem von ihm zusammengesetzten dreistrophigen Liede findet. Doch welchen Inhalt gewinnen wir aus diesem seinem Liede?

Str. I. Der Dichter begrüßt voll frommer Rührung das heilige Land;

Str. II. Dies Land verdient den Preis vor allen andern: eine Gedankenfolge, gegen welche kein Mensch etwas einwenden wird. Doch wenn nun Mettin schon die Schlusstrophe folgen läßt:

Str. III. „Am dies Land streiten sich (leider) drei feindliche Parteien,“ so vermißt man als Ausführung des Hauptgedankens (sub II) die Angabe, warum dies Land den Preis vor allen andern verdient. Genügt da als Angabe das in Str. II angegebene eine Wunder der Geburt Jesu? Erwartet man nicht zu den Worten (15,9) waz ist wonders hie geschehen! weiteren Nachweis des Wunderbaren, durch welches der Gottmensch das Land zu einem hêren gemacht, dem man vil der êren giht? Verlangte nicht gerade das bei allen Kreuzzügen — vom ersten an! — ausgesprochene Ziel, das heilige Grab zu befreien, die Erwähnung dieses Grabes (Str. V), wie Walther auch in seinem ersten Kreuzliede (77,23) den Kreuzfahrern als Feldgeschrei zuruft: erlösen wir daz grap!? Und setzt dies wiederum nicht den Kreuzestod voraus, aller wunder übergnôz (15,26), durch das Christus die sündige Menschheit erlöste, und hatte endlich zur Folge das weitere Wunder, daß der Gottmensch sich wieder seines menschlichen Leibes entkleidete, auferstand und gen Himmel fuhr (15,34 ff. und 16, 1—3)? Erst wenn ein Gedicht, das den Preis des heiligen Landes zum Grundgedanken haben soll, alle in diesem Lande geschehenen bedeutungsvollen Heilthaten berührt hat, kann eine Menge, wie die Kreuzfahrer, für die auch nach Mettin das Lied bestimmt war, in des Dichters Jubelruf

Allerêrst lebe ich mir werde,
sît min sündic ouge siht
daz hêre lant und ouch die erde
der man vil der êren giht

und in die Worte (15,6 ff.):

Schoeni lant rîch unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
so bist duz ir aller êre

einstimmen; nur dann erst passen die Worte (15,9) waz ist wonders hie geschehen! nur dann die Schluszzeilen (16,33 ff.):

al diu welt diu strîtet her:
wir sîn an der rechten ger:
reht ist daz er uns gewer.

Aber ohne jene Angabe der Gründe für die Bedeutung des Landes, ohne Schilderung der Wunder Christi würde das Lied eine große Lücke aufweisen, um nicht zu sagen, an Inhaltslosigkeit leiden. Daher sind auch weder Wackernagel noch Wilmanns so radikal wie Mettin verfahren.

Zu des Letzteren Beweisführung sei weiter bemerkt, daß der Widerspruch, welchen er zwischen der persönlichen Auffassung und poetischen, echt Walther'schen Einkleidung der ersten beiden Strophen einerseits und der trockenen schulgemäßen Aufzählung der Ereignisse aus dem Leben Jesu andererseits gefunden hat, seine Erklärung in der Bestimmung dieses Liedes zum Gesang für die Kreuzfahrer findet, für welchen Zweck eine objektive Darstellung notwendig war, die dem religiösen Standpunkt jener Zeit, der Stimmung der Massen entsprach. Ich kann daher Mettin auch nicht beistimmen, wenn er hierin mehr geistliche Gelehrsamkeit findet als Walther besessen habe. Besondere, das Landläufige übersteigende Bibelkenntnis setzen eigentlich nur zwei Stellen voraus: in 15, 31—33 die Anspielung auf das Erscheinen der drei Männer bei Abraham, als er vor seiner Hütte saß (1. Mos. 18, 2—3) und der Hinweis auf das dereinst in Palästina (im Thale Josaphat nach Joel 3,6 ff.) zu erwartende jüngste Gericht in 16,8 ff. Alles Übrige betrifft die jedem Christen bekannten Thatfachen und bedurfte keines besonderen Studiums der Bibel oder geistlicher Kommentare. Überdies waren, selbst wenn Walther die Bibel nicht selbst studiert hat, damals Sentenzen aus derselben „als Sprichwörter in großer Zahl in Umlauf und die dogmatisch wichtigsten Stellen allgemein bekannt.“¹⁾ Ferner bedenke man, wie viel der Gottesdienst, die Messen, bei denen Psalmen gelesen

¹⁾ Wilmanns Leben Walthers S. 321.

oder gesungen wurden, zur Bibelfunde beitragen; wie durch den Einfluß der Kreuzprediger, der päpstlichen Bullen besondere Stellen aus der Bibel als Schlagwörter unter das Volk gebracht wurden; wie vorzugsweise Christi Heilswerk ihnen wirkungsvollen Stoff zur Besprechung bot, welcher aus der Bibel belegt wurde. Bedenken wir endlich im Hinblick auf andere religiöse Gedichte Walthers, besonders auf die eingehende Behandlung der Trinität in seinem Leich, wie gern Walthar sich mit biblischen Stoffen beschäftigte und wie bekannt ihm die wichtigsten Sätze der christlichen Glaubenslehre waren, so werden wir auch in unserem Kreuzliede keine übermäßig zur Schau getragene geistliche Gelehrsamkeit finden, welche auf einen anderen Verfasser als Walthar hinweist.

Dagegen stimme ich Mettin darin bei, daß die hinter 15,5 in Ms E eingeschaltete Strophe (welche schon Lachmann als unecht beseitigte) und die Str. IX meiner Bezeichnung (L. 16,15—21) auf die zudichtende Thätigkeit der Laien zurückzuführen ist; ich trage auch kein Bedenken, Str. X (L. 16,22—28) zu streichen. Doch alles Übrige ist intakt zu halten und bietet einen Walthers würdigen Inhalt in angemessener Form. Die weitere Begründung erfolgt im Zusammenhang mit

d. einer kritischen und exegetischen Durchmusterung des Liedes.

Auf Str. I (freudige Begrüßung des langersehnten Landes) und Str. II (Allgemeine Wertschätzung desselben als des Landes der Wunder), welche durch die sachlichen und sprachlichen Erklärungen Pfeiffers und besonders Wilmanns genügend klar gestellt sind, folgt dem ersten Wunder der Menschwerdung Gottes durch die Geburt von einer Magd (15,10 ff.) in Str. III die Taufe, der Verrat und die Leiden Christi am Kreuze. Dazu genügen einige kurze Bemerkungen.

Der Dichter hat natürlich den bekannten Vorgang der Taufe Jesu im Jordan durch Johannes im Sinne (Matth. 3,13—17), wodurch er „alle Gerechtigkeit erfüllte“. Mettin, dessen Ausscheidung mit dieser Strophe beginnt, nimmt Anstoß an der unklaren Beziehung des er in 15,13. Doch wemgleich Jesu Name noch nicht genannt ist, so ist doch aus dem Vorangehenden daz ein magt ein kint gebar leicht die Person zu entnehmen, und der Wechsel des grammatischen, nicht logischen Geschlechts kann in einem lyrischen Gedichte, beim Beginn einer Strophe — meiner Ansicht nach kaum anstößig erscheinen. Ebenso werden die Merkmale poetischen Schwunges, welche Fasching¹⁾ in den schönen Gegensätzen 15,13—16 und 15,22—23 gefunden hat, durch die von Mettin angeführten Parallelstellen der Bibel (Matth. 3,14, Röm. 6,18 f. und 2 Kor. 8,9) keineswegs entwertet. Mettin hätte zu 15,15—17 auch noch an 1 Kor. 6,20 und 1. Petri 1,18 u. 19 erinnern können.

V. 15,18 wol dir, sper kriuz unde dorn! Der Speer, mit dem der Kriegsknecht Jesu Seite durchbohrte, das Kreuz, an dem er die Todesqualen litt, und die von des Pilatus Kriegsknechten geflochtene Dornenkrone erscheinen hier in dreifacher Bedeutung²⁾: Für den Leidenden selbst waren sie Marterwerkzeuge, dann aber auch Abzeichen seiner königlichen Würde, und für den Sünder sind sie die Träger des Heils. Während sie also uns Christen Heil und Segen (die Erlösung) bringen, sind sie den Heiden eine Ursache des Argernisses, des Zornes geworden; daher ruft der Dichter wê dir, heiden, doist dir zorn! Weh dir, Heidenschaft, das gereicht dir zum Zorn!

An die Kreuzigung knüpft der Dichter in Str. IV folgerichtig Christi Tod.

„Aus Erbarmen mit uns Armen litt er, der Reiche, den grimmen Tod, damit wir aus der Not (der Sünde und ewigen Verdammnis) kämen. Daß ihn das nicht verdroß, ist ein wunder alze grôz, aller wunder übergnôz.“

Diese Strophe hält Wilmanns³⁾ (nach Wadernagels Vorgang) für unecht. Seine Gründe sind: 1) Sie ist „gering beglaubigt“, da sie nur in B C, aber nicht in A (welche er für die beste Ms hält) steht und nicht einmal „dem Sammler von E bekannt war, der doch 11 Strophen zusammenbrachte“. Über diesen aus der Wertschätzung der einzelnen Hss. von Wilmanns hergeleiteten Grund der Unechtheit erlaube ich mir kein Urteil; doch steht dem gegenüber Lachmanns Ansicht, der die Strophe hielt⁴⁾. 2) Er hält sie für schlecht wegen des inhaltlosen Abgesanges (15,25 f.), in welchem Christi Tod als ein wunder alze grôz, aller wunder übergnôz gepriesen wird. Dies Lob, meint er, komme

¹⁾ Germania XXII, S. 434.

²⁾ Fried a. a. O. S. 580.

³⁾ Ausgabe 1869, Kritische Bemerkungen S. 103.

⁴⁾ Ebenso M. Haupt, R. Müllenhoff, G. Paul (Ausg. 1882) u. A.

wohl der Menschwerdung, aber nicht dem Tode Christi zu. Aber entspricht das wirklich der christlichen Glaubenslehre? Der Tod gerade ist es doch, welcher für uns Menschen die Erlösung und für Christus wieder das Gottwerden im Gefolge hat, also ein ebenso großes Wunder in sich schließt, wie die Menschwerdung. Dies war auch die Ansicht bedeutender Theologen jener Zeit, wie die auf die passio Christi bezüglichen Worte Bernhards von Clairvaux im Sermo de quadruplici debito beweisen: quis audivit unquam tale miraculum aut quis vidit huic simile¹⁾? Ebenso wenig teile ich Wilmanns 3) Bedenken, die Strophe passe nicht in den Zusammenhang des Liedes, da sie die natürliche Folge der aufgezählten Thaten und Leiden Christi durchbreche. Thut sie das wirklich? Str. II spricht von Jesu Geburt, III von seiner Taufe und dem Verrat und seinen Leiden am Kreuze, welche in ihrer Bedeutung für Christen und Heiden kurz durch die Worte sper kriuz unde dorn angedeutet werden; und dann wird der Kreuzestod selbst in seinen bedeutsamen Folgen für uns in Str. IV ausgeführt. Auf ihn, mit dem des Menschen Christus Leben abschloß, folgt — ganz biblisch — seine Höllenfahrt (Str. V), die 40 Tage des Auferstandenen auf Erden (Str. VI) u. s. w. Somit ist weder die natürliche Folge der aufgezählten Thaten und Leiden Christi durchbrochen noch die von Mettin in Str. III und IV gefundene doppelte Behandlung desselben Gegenstandes vorhanden, eine Achtung der Strophe also aus inhaltlichen Gründen nicht geboten. In sprachlicher Hinsicht vergleicht Wilmanns selbst zu dem Ausdruck aller wunder übergnoz aus Walthers 27,6 erst iezo übr in wol risen gnöz und 46,4 waz wünne mac sich dâ genözen zuo. Noch besser paßt Gottfr. v. Straßb. Tristan (1758) daz leit was alles leides übergnoz. Diese und andere Parallelstellen (s. Beneke mhd. Wörterbuch S. 397) stellen die Bedeutung des st. m. übergnoz sicher in der Bedeutung 1) für Personen = einer, der höheren Standes, vornehmer ist als ein anderer; 2) für Sachen = etwas, das in seiner Eigenschaft einem anderen nicht gleich (genöz) ist, sondern es übertrifft.

Str. V. lautet in modernem Gewande:

„Nieder ist der Sohn gefahren
Von dem Grab zum Höllengrund.
Stets mit ihm vereinigt waren
Vater, Geist zu einem Bund,
Die untrennbar wie ein Stamm,
Grab und ein s sind, wie da kam
Gott einstmals zu Abraham.“

Die Erwähnung der Höllenfahrt schließt sich passend an den vorhererwähnten Tod an, die Betonung der Wesensgleichheit und Einheit mit dem Vater und dem heiligen Geist leitet zweckmäßig zum Folgenden (Str. VI): Überwindung des Teufels und Auferstehung über.

Der uns heute etwas ungewöhnlich klingende Vergleich zur Bezeichnung des Trinitätsverhältnisses:

est al ein,
sleht und ebener danne ein zein (15,31 f.)

hat eine Parallele in Walthers 30,27:

des mannes muot sol veste wesen als ein stein,
ûf triuwe sleht und eben als ein zein.

Zur Erklärung sei in sprachlicher Beziehung daran erinnert, daß sleht und eben, beides germanische Worte, ursprünglich verwandte Bedeutung hatten (gerade, glatt, gleichmäßig²⁾); zein aber (got tains, ahd. zein) war ein schlichtes Stäbchen aus Holz oder Rohr, „dann auch „Pfeilschaft, Pfeil“. Wir finden das Wort ähnlich verwandt Trist. 6710 siniu schoenen bein strac und sleht alsam ein zein.

Sachlich sei hierzu bemerkt: Damit wird die völlige Wesensgleichheit der drei göttlichen Personen bezeichnet, ebenso wie die folgenden Worte als er Abrahame erschein sich auf die Dreieinigkeit Gottes bezieht, welche zum ersten Male in der Bibel 1. Mose 18, 2 u. 3 erwähnt wird. Dieser Vorgang, daß Abraham vor der Thür seiner Hütte zu Mamre drei Männer erscheinen, deren einer Jehovah ist, war ohne Zweifel jedem Laien damals mindestens ebenso gut bekannt, wie heute, und bedurfte es für Walthers dazu keiner besondern Bibelfunde. Wenn Mettin trotzdem an seinem Urteil festhaltend schon hierin zu viel geistliches Wissen findet, was muß er dann erst zu den zahl-

¹⁾ Vergl. A. G. Schoenbach, Z. f. d. A. u. Litt. 39, 342.

²⁾ Näheres s. Kluge Etymol. Wörterb. zu diesen Worten.

reichen biblischen Anspielungen in Walthers Leich sagen? Ich erinnere nur an 4,4 dū blüende gert Arones; 4,6 Ezechîeles porte; 4,13 ein bosch der bran, dā niht an besenget noch verbrennet wart; 5,19 ff. dū maget vil unbewollen, der Gedêones wollen glichest du bevollen u. s. w. Das setzt doch viel gründlichere Bibelfenntnis voraus als die christliche Kardinallehre von der Dreieinigkeit. — Um diese Einheit und Untrennbarkeit der drei göttlichen Personen noch mehr hervorzuheben, ist in 15,30 scheiden noch verstärkt durch das Adv. sunder, ähnlich wie Genes. D. 2,26 er schiet sunder daz licht von der vinster und beide Stämme als Verba nebeneinander Glaube 2632 sô man si beginnet scheiden, sunderen von in beiden.¹⁾

Str. VI. behandelt bekannte biblische Vorgänge: Überwindung des Teufels in der Unterwelt, Rückkehr Christi auf die Erde als ein Lebender, zum großen Ärger seiner Peiniger, der Juden. Beglaubigt durch die Mss A C E, ist sie sachlich wie sprachlich klar gestellt. Zu 15,38 vergleicht Mettin Matth. 28,4 und zieht zu 15,40, worin Schindler (a. a. O. S. 7) die einzige Erwähnung der Juden als Urheber des Leidens Christi in mhd. Kreuzliedern fand, noch heran die Zusatzstrophe der Ms E zu Walthers 15,5, in deren letzten Versen offenbar auf die Mitwirkung der Juden bei Jesu Leiden angespielt wird, und M S H 3,353 an dem ervület wart der juden ger daz er uf sinem rücke truoc daz kriuz uf calvarie sunder scham.

Hieran schließt sich nun der Inhalt von

Str. VII an: Christi 40tägiges Wandeln auf Erden, seine Himmelfahrt und die Sendung des heiligen Geistes: Alles im heiligen Lande sich abspielend und somit das göttliche Erlösungswerk fortführend.

Wilmanns schreibt sie einem Nachdichter zu, weil sie nicht in A steht, sondern nur in C auf dem Rande und in E an letzter Stelle. Doch berechtigt uns das allein zur Ausschcheidung der Strophe? Würden wir nicht ein Glied in der Kette der Vorgänge im heiligen Lande vermissen, wenn der Dichter an die Auferstehung (Str. VI) sogleich das jüngste Gericht knüpfte (Str. VIII)? Ich habe, so oft ich das Gedicht Walthers in Wilmanns Verkürzung gelesen habe, an dieser Stelle stets eine Lücke in der Gedankenentwicklung empfunden, ein Gefühl, welches erst schwand, sobald ich es in der Sachmannschen Fassung las, welche die obenerwähnten, der Auferstehung unmittelbar folgenden Vorgänge enthält und dadurch des heiligen Landes große Bedeutung von neuem hervorhebt. Vor dieser Erwägung muß meiner Ansicht nach auch das sprachliche Bedenken zurücktreten, welches in Wilmanns durch den Ausdruck hin wider . . . (16,5) im Gegensatz zu dem vorher stehenden her wider (15,36) und dem in 16,33 gebrauchten her erregt wird. Festzuhalten ist allerdings, wie auch ich im Anfange (S. 20) betont habe, daß „der Sânger das heilige Land vor sich hat“ (Wilmanns Ausg. S. 350); aber der Schluß, den Wilmanns aus dem hin wider zieht, „der Nachdichter übersah dies“, scheint mir doch etwas gewagt. Eher könnte man noch die handschriftliche Überlieferung in her wider ändern, um so die sachlich notwendige Strophe zu halten.

Nun lassen wir uns als Abschluß der Thätigkeit Christi in Str. VIII die Ankündigung des jüngsten Gerichts wohl gefallen, weshalb diese Strophe auch von allen gehalten ist.

Nur Mettin meint, die Verlegung des jüngsten Gerichts (16,8 f.) in das Thal Josaphat nach Joel 3,7 gehöre nicht gerade zu den dem Laien bekannten biblischen Weissagungen, ebensowenig wie (16,10 f.) die Drohungen gegen Frevler an Witwen und Waisen; er weist sie daher einem Geistlichen zu, der sie nach eigenem Geschmack zugeichtet habe, um dadurch das Lob des heiligen Landes noch zu erhöhen. Demgegenüber gilt wieder die schon S. 24 citierte Ansicht Wilmanns, daß Walthers, wenn er auch nicht die biblische Gelehrsamkeit eines Geistlichen besaß und die Bibel selbst studierte, doch die dogmatisch wichtigsten Stellen derselben kannte, vor allem, wie ich hinzufüge, die Thatsache, daß der Heiland und in Übereinstimmung mit ihm die Verfasser der Bücher des N. T. von den Evangelisten hin bis zu der Offenbarung St. Johannis in zahlreichen Stellen eine Wiederkehr Christi am jüngsten Tage und ein dann stattfindendes Gericht ankündigen, das für viele zur Verdammnis führt (J. u. N. Joh. 5,28—29. Marc. 9,44.) „Es gehört also auch diese Handlung zu denen, welche dem gelobten Lande Glanz verleihen“ (Wilmanns Ausg. S. 104). — Ob der Dichter als Stätte für den Eintritt dieses „angeslichen tages“ (16,9) Palästina im allgemeinen oder in Kenntnis der prophetischen Worte Joels (Cap. 3, V. 10—12 und 17) speziell das Thal Josaphat im

¹⁾ Mittelhochd. Wörterbuch von G. Fr. Beneke.

Auge hatte, ist schließlich nicht von großer Bedeutung. Unwahrscheinlich ist das letztere gerade nicht, da die Prophezeiung Joels im Mittelalter bekannter gewesen zu sein und die Gemüter des Volkes stark beschäftigt zu haben scheint, wie man aus den Anfangszeilen des „Volksbuches vom jüngsten Gericht“ (Simrock Volksbuch 12,1) schließen kann:

„Joel ein Prophet bin ich genannt,
Den Gott in die Welt gesandt,
Zu warnen alle Menschenkind“.

Vielleicht hat daher auch Walthers sowohl bei diesem Kreuzliede wie bei dem Eingange seines Spruches: Ich höre des die wisen jehen daz ein gerichte sül geschehen daz nie deheines më wart also strenge an Joels Prophezeiung gedacht. Sicherlich zeigen beide Gedichte, wie ein drittes, das bekannte:

„Nun wachet auf! es naht der Tag,
Vor dem sich jeder ängsten mag“,

wie gerne sich auch der deutsche Dichter mit diesem biblischen Stoffe beschäftigte, welchen die provenzalischen Dichter mit Vorliebe behandelten.¹⁾

Das Strafgericht, das er in den folgenden Zeilen (16,10 ff.) den Vertretern der Schutzlosen, den Reichen und Mächtigen, für ihre Gewaltthaten an den Witwen, Waisen und Armen, welche auf Erden Unrecht und Gewalt erduldet haben, in Aussicht stellt, erinnert an Jacob. 5,1—6, während der Trost, welchen er am Schluß der Strophe allen Leidenden zuruft: wol im dort, der hie vergalt! uns an des Apostels Paulus Trostwort (Römer 8,18) erinnert.²⁾ Mettin vergleicht noch Luc. 20,47 und Strach 35,17. —

Doch daß dieser Gedanke der ausgleichenden Wirkung des jüngsten Gerichts noch in einer zweiten, der überlieferten Str. IX weiter gesponnen wird, ist des Guten zu viel, ist Walthers unwürdig! Sicherlich thun Wilmanns und Mettin Recht, sie zu streichen. Zu der geringen Beglaubigung (durch Mss B C und E) treten hier die breite Wiederholung des in Str. VIII. behandelten Gedankens und die Geschmacklosigkeit des Inhalts. „Keine Künste, Praktiken oder Kniffe unserer Richter halten da — beim jüngsten Gericht — den Lauf von Christi gerechtem Gerichte auf“: So urteilt, wie Mettin richtig annimmt, ein zudichtender Laie mit Anspielung auf die häuslichen Verhältnisse, „welche den wackeren Kreuzfahrern sogar im fernen Lande Sorge machten und sie bei Verheißung des gerechten Gerichtes Jesu an das ungerechte ihrer lantrechtære denken ließen.“ Dergleichen wäre aber für Walthers mehr als abgeschmackt. — Und nun werden im Gegensatz zu diesen irdischen Richtern noch einmal die Gedanken von Str. VIII breit getreten: Solchem weisen und gerechten Richter gegenüber kann nicht bestehen, „wer hier eine Schuld unausgeglichen läßt“ (16,19), da am letzten Tage kein „pfant noch bürge“ gilt (16,21). Sachlich erinnert uns dies an das Schicksal des reichen Mannes und des armen Lazarus. In Bezug auf den Ausdruck „pfant noch bürge“ sei erinnert an eine gleichlautende Stelle (âne pfant und äne bürge) in Walthers oben (zu Str. VIII) citiertem Gedichte Ich höre des die wisen jehen, ferner an die von Haupt aus Nr. v. Türheim Wilh. 195 b zum Vergleiche herangezogene Stelle nu müez diu hère trinität iwer beider immer pflegen unde gebe iu dâ den segen, so in nôt der sünden stât und weder pfant noch bürgen hât, wozu Wackernagel (in Simrocks Ausgabe) noch aus einem Gedichte des 14. Jahrh. (Mone Quellen und Forschungen 1,30) de dœt en wil noch borghen noch pfant anführt. Es scheint danach eine sprichwörtliche Redensart gewesen zu sein, daß ein Jeder beim jüngsten Gericht selbst für seine Sünden einstehen muß. Vielleicht ist dadurch dem Nachdichter seine zudichtende Thätigkeit erleichtert worden.

Noch unwürdiger Walthers³⁾ ist die folgende Str. X (L. 16,22—28). Sie erscheint als das Produkt eines Nachdichters, welcher, vielleicht weil er das Gedicht für einen lyrischen Erguß etwas zu lang hielt, einen Dichter wie Walthers deshalb entschuldigen zu müssen glaubte, indem er ihm die beifolgende „Entschuldigung“ (16,22 f.) seinen Lesern gegenüber in den Mund legte:

„Läst euch dessen nicht verdriessen,
Was mein Mund euch kund gethan.“

¹⁾ Schindler a. a. D. S. 20.

²⁾ Fried u. Polack a. a. D. S. 580.

³⁾ Vergl. Wilmanns Ausg. S. 104 und 351. Mettin a. a. D. S. 210.

Auge hatte, ist schließlich nicht da die Prophezeiung Joels stark beschäftigt zu haben sein Gericht“ (Simrock Volksbuch

Vielleicht hat daher Spruches: Ich höre des di wart also strenge an Joels das bekannte:

wie gerne sich auch der den venzalischen Dichter mit Vork

Das Strafgericht, d losen, den Reichen und M welche auf Erden Unrecht und während der Trost, welchen e hie vergalt! uns an des Ap noch Luc. 20,47 und Sirach

Doch daß dieser Ged einer zweiten, der überliefert unwürdig! Sicherlich thun glaubigung (durch Mss B C in Gedankens und die Geschmack Richter halten da — beim jüri urteilt, wie Mettin richtig a hältnisse, „welche den wackere heifung des gerechten Gericht gleichen wäre aber für Walthe irdischen Richtern noch einmal gerechten Richter gegenüber fan da am letzten Tage kein „pfan Schicksal des reichen Mannes bürge“ sei erinnert an eine (zu Str. VIII) citiertem Gedie Uir. v. Türheim Wilh. 195 b beider immer pflegen unde g noch bürge hât, wozu 14. Jahrh. (Mone Quellen u anführt. Es scheint danach jüngsten Gericht selbst für sein zudichtende Thätigkeit erleichter

Noch unwürdiger Wal Produkt eines Nachdichters, we lang hielt, einen Dichter wie beifolgende „Entschuldigung“ (

1) Schindler a. a. D. S.
2) Frick u. Polack a. a. S.
3) Bergl. Wilmanns Aus

inlich ist das letztere gerade nicht, in und die Gemüter des Volkes des „Volksbuches vom jüngsten

ede wie bei dem Eingange seines schehen daz nie deheines mē r beide Gedichte, wie ein drittes,

ffe beschäftigte, welchen die pro-

(O ff.) den Vertretern der Schutz- n Witwen, Waisen und Armen, stellt, erinnert an Jacob. 5,1—6, nden zuruft: wol im dort, der) erinnert.²⁾ Mettin vergleicht

es jüngsten Gerichts noch in des Guten zu viel, ist Walthers richen. Zu der geringen Be- g des in Str. VIII. behandelten Praktiken oder Kniffe unserer gerechtem Gerichte auf“: So pielung auf die häuslichen Ver- Sorge machten und sie bei Ber- treitäre denken ließen.“ Der- werden im Gegensatz zu diesen etreten: Solchem weisen und d unausgeglichen läßt“ (16,19), ch erinnert uns dies an das auf den Ausdruck „pfant noch äne bürge) in Walthers oben ferner an die von Haupt aus u müez diu hère trinität iwer ünden stât und weder pfant noch aus einem Gedichte des noch borghen noch pfant zu sein, daß ein Jeder beim dadurch dem Nachdichter seine

2—28). Sie erscheint als das einen lyrischen Erguß etwas zu sen glaubte, indem er ihm die t Mund legte:



Daher finden wir sie außer bei dem fleißigen Sammler von E nur auf dem Rande C. Doch was schwerer wiegt: Ihre Inhaltslosigkeit und die ganze Sprache lassen sie als unecht erscheinen. Was hat denn der Dichter bisher in seinem Liede ausgesprochen? Seine große Freude, daß er mit dem Kreuzheer endlich das Land betreten hat, auf welchem sich die Heilsthatfachen abgespielt haben. Ein Gleiches, weiß er, kennt und fühlt mit ihm das ganze Kreuzfahrerheer. Was soll da der schulmeisterliche Lehrton¹⁾ dieser Strophe: „Ich will euch kund thun, daß alles Wunderbare, was Gott von Anbeginn an mit der Welt vorgenommen hat, dort (?) anhub und hier (?) begann?“ Wie konnte er ferner annehmen, daß was er bisher besungen (wirkliche Thatfachen) seine Zuhörer „verdrießen“ könnte? — Wenn er dann fortfährt so wil ich die rede entsliezen, welches doch nur (auffschließen) offenbaren, erklären heißen kann, so ist das geradezu widersinnig; denn wenn nach des Dichters eigener Ansicht seine Leser oder Hörer schon das bisherige Gedicht „verdrießt“, so wird er sich ihre Geneigtheit doch eher dadurch zu gewinnen suchen, daß er es schließt (weshalb Pfeiffer auch wohl besließen schreibt) als daß er nicht nur einmal sagt „ich will Euch die Rede offenbaren“, sondern mit Wiederholung noch hinzufügt „und iuch wizzen län“. Ist das etwa „kurzwilen“, wie er sagt? Nein, das ist langweilig im höchsten Grade. Ebenso ist der Schluß der Strophe „daz huob sich dort und endet hie“ völlig unverständlich²⁾; denn von einem Gegensatz zwischen hier und dort, wie sonst in der bei Walther beliebten Gegenüberstellung, kann dem Zusammenhange nach an dieser Stelle keine Rede sein, da der Dichterling offenbar nur sagen könnte: Hier nahmen die wunderbaren göttlichen Geschehe der Welt ihren Anfang, hier enden sie auch. Also, so geschieht auch die handschriftliche Lücke in 16,27 durch Pfeiffers Lesart wunderliches noch³⁾ und neuerdings durch Mettins Konjektur sit dem aneengenge ausgefüllt ist, die Strophe gehört weder in dies noch überhaupt in ein Waltherisches Gedicht.

Nach Ausschcheidung dieser beiden Strophen erhält das Gedicht mit Str. XI (L. 16,29—35) einen würdigen Abschluß: Das in den acht als echt bisher nachgewiesenen Strophen in seiner Bedeutung für die Christen geschichtlich beleuchtete Land, so schließt sich der Gedankengang an Str. VIII zusammenfassend an, beanspruchen Christen, Juden und Heiden als ihr Erbe; doch Gott wird uns, den berechtigten Erben, den natürlichen Hütern seines Landes, in den Besitz desselben verhelfen.

So kehrt der Schlußgedanke zum Anfang zurück, wo der Dichter bei der Landung auf heiligem Boden seine Freude über das Betreten der heiligen Stätte auspricht, deren Besitznahme nun als Endziel der Kreuzfahrt erhofft und erbeten wird.

Gott gewährte des frommen Dichters Bitte. Friedrich II. erreichte durch den Vertrag mit dem Sultan Askaniel mehr als auf allen früheren Kreuzzügen (mit Ausnahme des ersten) durch Waffengewalt, mit dem Blute und Leben von vielen Tausenden opfermutiger Schwärmer erreicht war: Die heilige Stadt wurde den „gottlosen Heiden“ entrissen und mit allen heiligen Stätten den frommen Christen wieder geöffnet⁴⁾. Wir begreifen den großen Jubel, mit welchem diese Nachricht schon von den Pilgern in Jassa aufgenommen wurde; wir verstehen die freudige Erregung, mit welcher die Christen der heiligen Stadt, des Kaisers Fahrtgenossen, besonders aber seine treuen Deutschen seinen Einzug in Jerusalem am 17. März begleiteten und ihre Kriegslieder (vielleicht auch das kurz zuvor von Walther gedichtete Kreuzlied 14,38) sangen; wir würdigen das Gefühl des dankbaren Stolzes bei dem Kaiser, als er tags darauf „zu Ehren des ewigen Königs“ in der Kirche des heiligen Grabes sich die Krone von Jerusalem aufs Haupt setzte; wir bewundern ihn wegen der Worte des Friedens und der Veröhnung, welche er dabei zu der versammelten Menge sprach: Thaten, Vorgänge, Reden, welche ihm selbst unvergänglichen Lorbeer einbrachten, die Menge zu dem größten Jubel anregten und den schönsten Hoffnungen Raum gaben und sicherlich auch in Walthers frommem Herzen den freudigsten und dankbarsten Widerhall fanden. Und wenn auch der Ausdruck dieses Gefühls in weiteren Liedern nicht mehr sicher zu bezeugen ist und nach diesem Kreuzzuge der Dichter überhaupt unsern Blicken entschwindet, so hat doch auch sein Ruhmeskranz die Jahrhunderte unverwelkt überdauert; auch ihm gebührt an dem Erfolge Friedrichs ein Anteil durch seine unermüdete Thätigkeit für dessen Kreuzzug, durch — seine Kreuzlieder.

¹⁾ Wilmanns Ausg. S. 104.

²⁾ Wilmanns Ausg. S. 351 Anm.

³⁾ von Bartisch, Germania VI, S. 197 ff. verteidigt und von zahlreichen modernen metrischen Übersetzern angenommen.

⁴⁾ Vergl. zum Folgenden die übereinstimmenden geschichtlichen Darstellungen von Winkelmann S. 304 ff. Rugler S. 340 ff., Röhrich, „Gesch. d. Kreuzzüge“ S. 224 ff. und „Beiträge zur Gesch. der Kreuzzüge I“ S. 43 ff.

The first part of the paper is devoted to a general discussion of the problem. It is shown that the problem is well-posed in the sense of Hadamard. The second part is devoted to the construction of the solution. The third part is devoted to the study of the properties of the solution. The fourth part is devoted to the study of the stability of the solution. The fifth part is devoted to the study of the convergence of the solution. The sixth part is devoted to the study of the error of the solution. The seventh part is devoted to the study of the numerical solution. The eighth part is devoted to the study of the application of the solution. The ninth part is devoted to the study of the conclusion. The tenth part is devoted to the study of the references.

The author wishes to thank the referee for his valuable comments and suggestions.